



WIEGE DER MENSCHHEIT UGANDA

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere Urlaubsreise nach Ostafrika
Die Reise fand vom 14.7. bis zum 14.8.2023 statt.
Landkarten dazu finden Sie auf Seite 98.





Inhaltsverzeichnis

Warum Ostafrika	4
Die Anreise	10
Lake Mburo Nationalpark	17
Gorillas hautnah	27
Queen Elizabeth Nationalpark	37
Kyambura-Schlucht	50
Schimpansen in Kibale	54
Bigodi-Sümpfe	61
Mubende - Klimapartnerschaft	68
Schuhschnabel - der seltsame Vogel	80

Warum Ostafrika?

Nochmals zog es uns auf eine Fernreise in eine Region der Welt, die mit vielen Kindheitserinnerungen verbunden ist. Vielleicht erinnern sich einige von Ihnen an die ARD-Fernsehserie „Ein Platz für Tiere“. Jeden Dienstag vermittelte uns der deutsche Verhaltensforscher Bernhard Grzimek Wissen über exotische Tiere. Besonders beeindruckt hat mich sein Dokumentarfilm „Die Serengeti darf nicht sterben“ aus dem Jahr 1959. Dieser Film thematisierte die Gefahren für Umwelt und Natur in Ostafrika und wurde als erster deutscher Streifen nach dem Zweiten Weltkrieg mit einem Oscar ausgezeichnet.



Und hier wird klar, wohin uns unsere Reise bringen sollte: die Serengeti in Tansania. Aber es waren nicht nur die

Impressionen, die uns Bernhard Grzimek in unsere Wohnzimmer gebracht hatte. Auch andere Filme wie beispielsweise „Hatari!“ mit Hardy Krüger, John Wayne, Elsa Martinelli als Dallas und Michèle Girardon als Brandy waren mir noch gut im Gedächtnis. In diesem Hollywood-Klassiker geht es um eine Gruppe von Tierfängern, die mit umgebauten Chevrolet-Pickups und Willys-Jeeps über die offenen Savannen am Manyara-See und im Ngorongoro-Krater Jagd auf frei lebende Tiere machen, um diese dann an Zoos zu verkaufen. Neben Action ist die Story so wie wir es von Hollywood gewohnt sind, auch noch mit etwas Liebe und Drama versehen. Ähnlich verhält es sich mit dem Film „African Queen“ mit dem Raubain Humphrey Bogart und Katharine Hepburn, die mit einem Dampfboot auf ostafrikanischen Gewässern während des Ersten Weltkrieges den deutschen Schutztruppen entkommen.

Neben diesen cineastischen Erinnerungen gab es noch aktuellere Dokumentationen, die uns neugierig auf Ostafrika machten. So beispielsweise der Film „Gorillas im Nebel“ mit Sigourney Weaver in der Hauptrolle, der auf dem Leben der Zoologin und Verhaltensforscherin Dian Fossey basiert. Die Möglichkeit, eine Berggorillagruppe in Ruanda, Kongo oder Uganda zu besuchen, strahlte auf uns einen ganz besonderen Reiz aus.

Zusammengefasst standen am Beginn unserer Urlaubsplanung die Idee, Gorillas in freier Wildbahn zu erleben und die Serengeti zu bereisen. Zusätzliche Tipps erhielten wir von Heikes Bruder Horst, der bereits mehrmals in Ostafrika unterwegs war. Er empfahl uns, einen Abstecher in das kenianische Schutzgebiet der Masai-Mara zu machen, um dort möglicherweise die große Migration der Gnus und Zebras zu sehen.



Zu dieser Zeit wurde eine Klimapartnerschaft zwischen dem Landkreis Gießen und der ugandischen Stadt Mubende gegründet. Da ich am Rande auch in diesen Prozess eingebunden war, bot es sich an dieser Region in Uganda einen Besuch abzustatten.

Somit hatten wir auf der Liste Uganda mit den Gorillas, Tansania mit der Serengeti und Kenia mit der Masai-Mara. Über Tansania wussten wir schon einiges. Als Teil der Kolonie Deutsch-Ostafrika hatte es eine ähnliche Geschichte wie das bereits von uns bereiste Namibia. Zwar gab es in Tansania niemals einen so verheerenden Völkermord an der einheimischen Bevölkerung, aber auch hier hatten die deutschen Schutztruppen mit ihren angeworbenen afrikanischen und arabischen Soldaten großes Leid verbreitet. Der damalige Kommandeur der Schutztruppe, Generalmajor Paul von Vorbeck, hatte zwar bei seinen Soldaten einen guten Ruf und setzte sich auch noch nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland dafür ein, dass seine Askaris, also die ihm damals unterstellten einheimischen Krieger, ihre verdiente Rente erhielten. Er war jedoch vor seinem Einsatz in Ostafrika bei dem Völkermord am Waterberg in Namibia beteiligt. Nach dem für Deutschland verlorenen Ersten Weltkrieg wurde Tansania dem britischen Empire als zugeschlagen. In 1961 wurde das Land dann in seine Unabhängigkeit entlassen. Unter dem ersten Ministerpräsidenten Julius Nyerere wurde ein spezieller afrikanischer Sozialismus entwickelt, der sich deutlich von dem der Sowjetunion abgrenzte.

Zum ostafrikanischen Land Kenia hatte ich bis dato wenig Bezug. Lediglich, dass die Hauptstadt Nairobi der Sitz der UNEP, dem Umweltprogramm der Vereinten Nationen ist, war mir im Gedächtnis geblieben. Diese Infos waren mir auch nur geläufig, weil seinerzeit in 1998 der scheidende deutsche Umweltminister Klaus Töpfer just dort das Amt des Exekutivdirektors übernahm. Darüber hinaus war Kenia als touristische Destination und für seine

exzellenten Langstreckenläufer bekannt. Aber da gab es ja einige terroristische Anschläge, fiel mir ein. Noch vor der Jahrtausendwende wurden Terroranschläge auf die Botschaften der Vereinigten Staaten in Daressalam und Nairobi durch die Terrororganisation al-Qaida verübt. Die mit Autobomben ausgeführten Anschläge kosteten am 7. August 1998 insgesamt 224 Menschen das Leben. Am 21. September 2013 verübten islamistische Extremisten der somalischen al-Shabaab-Milizen im Stadtteil Westlands von Nairobi einen Überfall auf das Westgate-Einkaufszentrum, bei dem 68 Menschen ums Leben kamen. Und letztlich der Angriff auf den DusitD2-Komplex ebenfalls in Westlands im Januar 2019. Damals war es ein Terroranschlag der al-Shabaab-Miliz, bei dem 22 Zivilisten und alle fünf Terroristen starben.

Bei Uganda fiel uns und sicherlich auch den meisten Leser:innen der brutale Despot Idi Amin ein. Dieser skrupellose Diktator hatte im Januar 1971, als sich der damals



amtierende Ministerpräsident Milton Obote auf einer Tagung außer Landes befand, die Macht an sich gerissen. In der Folge des Putsches und der daraus resultierenden achtjährigen Amtszeit sollen laut offiziellen Angaben zwischen 200.000 und 300.000 Menschen seinem an Brutalität kaum zu überbietenden Regime zum Opfer gefallen sein. Er erhielt daher auch den Beinamen „Schlächter von Afrika“. In seine Amtszeit fiel eine terroristische und international beachtete Flugzeugentführung. Ein israelischer Airbus A300 wurde am 27. Juni 1976 von zwei palästinensischen und zwei deutschen Extremisten auf einem Flug von Paris über Athen nach Tel Aviv mit Waffengewalt nach Libyen und dann weiter nach Entebbe in Uganda entführt. Die von den deutschen Terroristen als Nichtjuden selektierten Geiseln konnten anschließend das Land verlassen. Die als jüdisch erachteten Gekidnappten wurden in einer Halle des Flughafens festgehalten und später in einer Nacht- und Nebelaktion von den israelischen Streitkräften befreit. Die Rolle, die damals Idi Amin, der sich zuvor auch mit israelischer Hilfe an die Macht geputscht hatte, spielte, blieb bis zuletzt unklar. Sicher ist jedoch, dass auf seine Veranlassung hin die in einem Krankenhaus zurückgelassene israelische Geisel von seinem Geheimdienst entführt und mitsamt dem ihr zur Seite stehenden medizinischen Personal ermordet wurde. Ebenso ist nachgewiesen, dass hunderte Kenianer, die sich in Uganda aufhielten, aufgrund der Tatsache, dass israelische Flugzeuge im Rahmen der Befreiungsaktion in Nairobi zwischenlanden durften, in einer Racheaktion umgebracht wurden.

Ähnlich wie bei vorhergehenden Reisen sollte der Abschluss dieses Abenteuerurlaubs mit ein paar entspannenden Tagen an einem netten Strand enden. Dafür bot sich das Archipel Sansibar im Indischen Ozean perfekt an. Das ehemalige Sultanat Sansibar, eine sagenumwobene Insel mit einem Hauch von Tausendundeine Nacht. Dazu noch die Geschichte um den Sansibar-Helgoland-Vertrag, aus dessen von Bismarck geprägtem Namen die

falsche Annahme oft abgeleitet wird, dass im späten 19. Jahrhundert das bis dahin britische Helgoland gegen das deutsche Sansibar getauscht wurde. Jedoch war Sansibar nie Teil des deutschen Kolonialreiches, und somit gab es diesen Tausch nicht. Richtig ist hingegen, dass sowohl Helgoland als auch ein schmaler Landstreifen im Nordosten Südwesafrikas, der den deutschen Kolonialherren den Zugang zum Sambesi ermöglichte, vom Britischen Empire abgetreten wurde. Der damalige Reichskanzler Leo von Caprivi hatte dieses umfangreiche Vertragswerk, welches hauptsächlich die Beziehungen zwischen Gebiets- und Hoheitsansprüchen des Deutschen Reiches und dem Vereinigten Königreich Großbritannien und Irland im kolonialisierten Afrika regelte, ausgearbeitet. Nach eben diesem Nachfolger von Reichskanzler Bismarck wurde der angesprochene Landstreifen, der Caprivi-Zipfel im heutigen Namibia benannt.

Zurück zu Sansibar, das genau genommen aus mehreren Inseln besteht. Die Hauptinsel Unguja, die in allen Reiseprospekten einfach Sansibar genannt wird, deren kleine Schwester Pemba und noch einige kleinere Eilande. Als Handelsposten für asiatische und afrikanische Produkte sowie den Umschlag von Sklaven war die Inselgruppe lange Zeit dem Sultanat Oman zugehörig. Dabei erwies sich der Handel unter anderem mit Elfenbein so gewinnbringend für die Sultansfamilie, dass sie sogar ihren Regierungssitz auf die Insel verlegten. Gleichzeitig forcierten sie den Anbau von Gewürzen, Kokosnüssen und Früchten auf den fruchtbaren Eiland.

Die Vorherrschaft des Sultans endete mit der Ausrufung des britischen Protektorats 1890. Sechs Jahre später, nach dem Tod des mit den Briten kooperierenden Herrschers, kam es zu dem kürzesten Krieg der Geschichte. Der Thronfolger des verstorbenen Sultans, sein Cousin Chalid, wollte mit deutscher Unterstützung die britische Besatzung beenden. Mit 2.800 Männern, bewaffnet mit



uralten Musketen und Vorderlader-Kanonen, drohte er der britischen Marine. Kurzerhand beschossen die Briten aus fünf Kriegsschiffen den Palast und die Befestigungsanlagen. Dieser Angriff dauerte jedoch nur 38 Minuten, in dieser kurzen Zeit gab es auf der Seite von Sansibar 300 Tote und 200 Verwundete, auf der britischen lediglich ein einziges Opfer zu betrauern.

Letztlich endete die Kolonialzeit in der gesamten Region, wie in den meisten anderen Ländern Afrikas, in den 1960er-Jahren.

Noch ein weiterer Punkt, der für einen Besuch der Stadt Stone Town sprach, liegt im musikalischen Bereich. So wurde in 1946 der Sänger Farrokh Bulsara hier geboren. Berühmt wurde er jedoch später, als er in England lebte und seinen Namen in Freddie Mercury änderte. Als Gründungsmitglied und Frontsänger der Rockband Queen erlangte er weltweiten Ruhm.



Die Planung des ersten Abschnitts der Reise durch Uganda ging leicht von der Hand. Die Tatsache, dass man dort auch gut auf eigene Faust das Land erkunden kann, kam unseren Ideen sehr entgegen. Drei wesentliche Punkte im Streckenverlauf waren gesetzt: der Ankunftsflughafen Entebbe, der Urwald mit den Berggorillas im Südwesten des Landes und der Partnerdistrikt Mubende. Dazwischen reihten sich weitere Nationalparks, zu denen es in Reiseführern und im Internet reichlich Informationen gab.

Ursprünglich war Kenia nicht vorgesehen, aber aufgrund der Empfehlungen von Horst wurde der Bogen etwas weiter geschlagen und die Masai-Mara sowie der Amboseli-Nationalpark am Fuße des Kilimandscharos in die Planung mit aufgenommen. Leider stellten wir fest, dass die verfügbaren Mietwagen nicht für einen Grenzübertritt zugelassen waren und auch eine Rückgabe in einem anderen Land nicht angeboten wurde. So entschieden wir uns, von Uganda nach Kenia zu fliegen.

Eine Unterkunft in der Masai-Mara hatten wir schnell gefunden. Die Betreiberin dieses Zeltcamps, Usha Harish, konnte uns auch den Besuch des Amboseli-Nationalparks organisieren. Allerdings war lediglich ein Transfer bis zur Grenzstation zu Tansania möglich. In Tansania hatte uns Horst die Mobilfunknummer eines Maasai gegeben. Ob und wie uns dieser Kontakt weiterhelfen würde, war anfangs nicht ganz klar. Telefonate in Englisch mit Menschen aus fernen Regionen und ihrem spezifischen Dialekt hatten mich bereits bei früheren Reisen einige Nerven gekostet. Tatsächlich meldete sich nach einiger Zeit der Chef des Maasai und unterbreitete uns ein Angebot, das die von uns gewünschten Besuche in Nationalparks beinhaltete. Nach einigen Korrekturen und Anpassungen einigten wir uns auf den Streckenverlauf, die Unterkünfte und die zu zahlende Summe. Im Angebot enthalten war auch der Massai Severin als Fahrer.

Letztlich galt es, die Entspannung an weißen Stränden unter tropischen Palmen zu organisieren. Die Hauptinsel Sansibars bot mit vielen Hotels und Resorts eine unüberschaubare Anzahl von Übernachtungsmöglichkeiten. Dabei handelte es sich meist um große Einrichtungen, die auf viele Besucher ausgerichtet waren – also nicht das Richtige für uns. So kam die kleine Schwesterinsel Pemba in den Fokus, eine Insel mit nur wenigen Unterkünften, aber traumhaften Stränden. Die Tatsache, dass die Insel ausschließlich mit kleinen Propellermaschinen angefliegen wurde, machte klar, dass hier nicht mit Massentourismus zu rechnen war. Das sollte also unser entspannter Abschluss werden.

Die Frage, ob die gesamte Reise oder zumindest der erste Teil ausfallen müsse, kam im September 2022 auf, als in Uganda, genau in der Partnerregion von Gießen in Mubende die tödliche Tropenkrankheit Ebola ausbrach. Schnell ansteigende Infektions- und Todeszahlen erreichten uns in dieser Zeit. Doch auch die Tatsache, dass Uganda ein gut funktionierendes Krisenmanagement bezüglich dieser überaus letalen Krankheit in den vergangenen Jahren aufgebaut hatte, wurde in den deutschen Medien vermeldet. So gelang es tatsächlich, den Infektionsherd einzukreisen und die Weiterverbreitung einzudämmen. Trotzdem dauerte es bis Januar 2023, bis Uganda als Ebola-frei erklärt wurde. Von den über 160 Menschen, die infiziert wurden, starben 77. Eine Impfung gegen diesen Erregerstamm gab es bis dato nicht.

Eine weitere Nachricht sorgte für nachdenkliche Gesichter. Am 6. November meldete die Tagesschau, dass eine Passagiermaschine vom Typ ATR42 der Precision Air bei einem Landeversuch in den Victoriasee gestürzt sei und dabei 19 Menschen ums Leben kamen. Es handelte sich um eine der Maschinen, mit denen auch wir hätten

fliegen sollen. Beruhigend, wenn man das bei einer solchen Nachricht überhaupt sein kann, war die Tatsache, dass der Flugunfall weder auf das Material noch auf die Crew zurückzuführen war, sondern auf die Kombination aus ungünstigem Wetter und einer direkt am Ufer endenden Naturpiste. Wie die geplanten Flüge nun ohne das havarierte Fluggerät durchgeführt werden würden, war jedoch lange Zeit unklar.

Die Gelbfieberimpfung für die Einreise in die von uns zu besuchenden Ländern war bekannt. Bisher hatten wir auf unseren Reisen jedoch auf eine solche Impfung verzichtet. Da ausschließlich besonders zugelassene Ärzte dieses Serum verabreichen dürfen, suchte ich im Internet nach einer auf Tropenkrankheiten spezialisierten Praxis und fand eine im Erdkauter Weg in Gießen. Dies geschah im November 2022, einen Impftermin erhielten wir dann immerhin für den 24. Februar. So machten wir uns an diesem Tag auf den Weg zu der besagten Arztpraxis, natürlich mit unseren Impfpässen im Gepäck.

Dort angekommen, fing das Problem bereits mit der Suche nach dem passenden Stockwerk an. Anstatt einer Arztpraxis für Tropenmedizin war nur ein Unternehmen für Arbeitsschutz auf dem Klingelbrett zu finden. Wir versuchten dort unser Glück, und zu unserer Überraschung waren wir tatsächlich richtig. Die Einrichtung stammte wohl aus der Zeit, als hier die Verwaltung der Bänninger AG untergebracht war. Die Werkshallen, in denen mein Opa über Jahrzehnte gearbeitet hatte, waren zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahren abgerissen und hatten verschiedenen Neubauten Platz gemacht. In eben jenem Bürogebäude, in dem es aufdringlich nach Bohnerwachs oder einem ähnlichen Reinigungsmittel roch, durften wir im leeren Wartebereich neben Kunststoffgewächsen setzen.



Allein dieses Umfeld ließ bei mir Zweifel aufkommen, ob der Besuch dieser Praxis die richtige Entscheidung war. Über unsere Krankenkassen hatte ich erfragt, ob die Kosten der Impfung übernommen werden. Bei der DAK, der Krankenversicherung meiner Frau, wurde eine Kostenübernahme von 80 % zugesagt. Die Beihilfestelle und meine private Zusatzversicherung waren zu keinem Zugeständnis zu überzeugen. Daher interessierte mich schon, mit welchen Kosten ich dabei rechnen musste. Im Internet fanden sich Preise zwischen 60,- und 80,- Euro. Just diese eigentlich einfache Frage konnte uns das anwesende Personal nicht beantworten.

Als wir dann nach einiger Wartezeit zur Ärztin vorgelassen wurden, stellte ich die Frage nach den Kosten erneut. Uns wurde in schroffem Ton erklärt, dass dies von vielen Faktoren abhängt und nicht einfach zu beantworten sei. Die Ärztin stellte fest, dass ich wohl über sechzig Jahre alt sei und daher eigentlich nicht mehr gegen Gelbfieber geimpft werden dürfte. Scherzhaft merkte ich an, dass ich bei der Terminvergabe ja noch nicht über sechzig Jahre gewesen wäre. Dieser Versuch, die Stimmung etwas aufzulockern, verpuffte jedoch unter der klaren Ansage, dass es dann wohl klar wäre, dass es teurer würde. Auf die Frage teurer als was erhielten wir weiterhin keine Auskunft. Hier entschloss ich mich, das Gespräch abubrechen und auf die heutige Impfung zu verzichten.

Heike nahm es etwas entspannter und ließ sich impfen, zahlte auch sofort etwas über sechzig Euro, allerdings mit dem Hinweis, dass das Serum später gesondert berechnet würde. Sie erhielt einen neuen Impfpass, obwohl in ihrem alten noch ausreichend Platz war, mit dem Eintrag „Gelbfieberimpfung gültig bis 2033“. Wenige Wochen später erreichte uns die Rechnung für das Serum von abermals über sechzig Euro.

Bei einem Besuch bei meinem Diabetologen im Sparkassengebäude in Gießen hatte ich inzwischen gelesen, dass auch dessen Kompagnon Dr. Frieze für Gelbfieberimpfungen zugelassen wurde. So verknüpfte ich meine regelmäßige Konsultation bei Dr. Czeke mit einer kleinen Spritze in den Oberarm. Ich bekam eine Rechnung über 61,50 € und einen zeitlich unbegrenzten Stempel in meinen alten Impfpass.

Diese Impfanekdoten veranlassten mich dazu, eine negative Bewertung der Fachpraxis für Tropenmedizin bei Google abzugeben. Auf eine Androhung von rechtlichen Schritten gegen mich und meine Bewertung musste ich dann nicht lange warten. Da alles gut belegbar war, blieb die Bewertung weiter für jeden abrufbar.

Wer früh plant, muss auch immer einplanen, dass sich etwas verschiebt. So erfuhren wir von unserem Reisebüro auf Nachfrage, dass es nicht nur Veränderungen bei den Flügen innerhalb Ostafrikas gab, sondern auch unser Rückflug von Sansibar über Doha verschoben wurde. Geplant war eigentlich, dass wir am Abreisetag noch einen entspannten Stadtbummel durch die Hauptstadt von Sansibar, Stone Town machen und anschließend gegen Mitternacht nach Doha abfliegen. Nun erfuhren wir, dass der Abflug bereits am späten Nachmittag erfolgen würde. Dadurch wurde die Zeit für den Stadtbummel sehr knapp, was aber noch ärgerlicher war: Wir hatten nun zehn Stunden Aufenthalt auf dem Flughafen in Doha. Eine ganze Nacht auf unbequemen Wartestühlen zwischen zwei sechsstündigen Flügen würde sicher das Urlaubsgefühl jäh beenden. Eine Alternative musste her, und diese war schnell gefunden. Direkt im Flughafengebäude gibt es ein luxuriöses Hotel. Über das Reisebüro war die Buchung zu guten Konditionen möglich.

Die Anreise

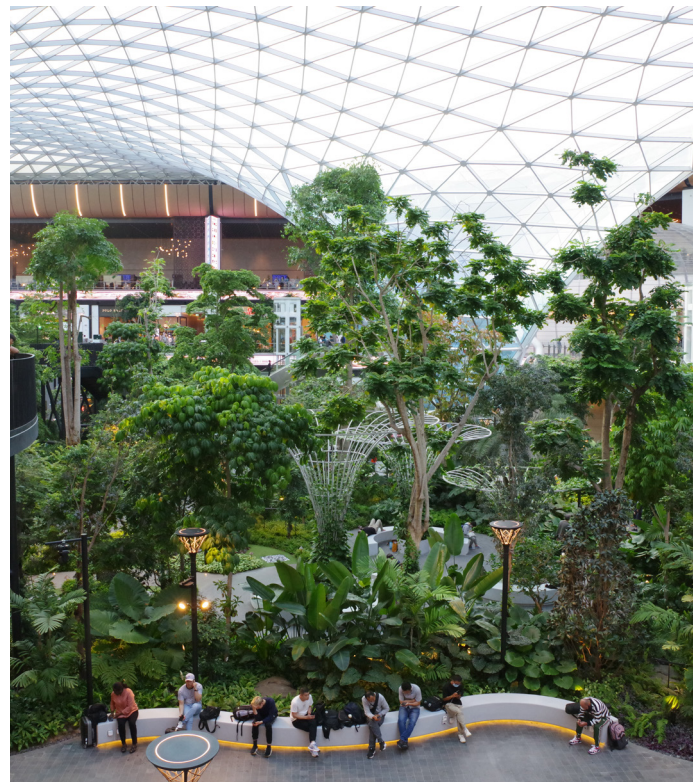
Nun war es endlich so weit – alle Reiseunterlagen hatten wir inzwischen erhalten, Reisepässe und Impfausweise lagen bereit, und die Koffer waren gepackt. Die Abenteuerreise konnte starten. Lediglich der Server von Qatar Airways ließ den gewünschten online Check-in nicht zu, aber daraus folgte womöglich nur eine etwas längere Abwicklung am Flughafen in Frankfurt.

Mit dem gepackten Wagen machten wir uns auf den Weg. Zuerst mussten wir jedoch in Gießen unsere Tochter Marielle abholen, die wir als Fahrerin engagiert hatten. Am Frankfurter Flughafen lief alles superentspannt und zügig. Das Einchecken klappte problemlos auch ohne den Online-Check-in. Die notwendigen Kontrollen wurden ohne Beanstandung absolviert. Alle Akkus, Batterien und gefährlichen Gegenstände waren in den entsprechend zulässigen Gepäckstücken verstaut.

Pünktlich wurden wir zum Boarding aufgerufen, und so füllte sich die Boeing 787 Dreamliner der Qatar Airways zügig. Um 20:25 konnten wir Richtung Startbahn rollen. Sowohl Qatar als auch die Länder in Ostafrika lagen in der gleichen Zeitzone. Für uns hieß das, die Uhren lediglich um 60 Minuten vorzustellen. Also konnte von einem Jetlag keine Rede sein, als wir sechs Stunden später in Doha landeten. Der Flug in dem Dreamliner war angenehm, das Essen gut und auch das Unterhaltungsprogramm nach unserem Geschmack.

Am Gate des Hamad International Airport wurde Heike sogar mit einer roten Rose empfangen – eine sehr nette Aufmerksamkeit, wie wir fanden. Als Transitpassagiere hatten wir mit der Gepäckabwicklung nichts zu tun und konnten es uns für die nächsten vier Stunden irgendwo im riesigen Flughafengebäude bequem machen. Abseits des geschäftigen Treibens ließen wir uns auf den üblichen

Sitzreihen genauer gesagt davor nieder, um für eine kurze Zeit die Augen zu schließen. Etwas erholt, aber sicher nicht ausgeschlafen, erkundeten wir die Duty-Free-Plaza. Bereits auf dem Weg dorthin fiel mir die ausgeklügelte Videotechnik entlang aller Gänge und Plätze auf. Auf einem durchgängigen hochauflösenden LED-Band wurden endlose animierte 3D-Grafiken wiedergegeben und unter dem erhabenen Glasdach war förmlich eine grüne Oase angepflanzt. Regelmäßig wurden die dortigen Pflanzen mittels Hunderter feiner Düsen in einen feuchten Nebel gehüllt. Auf zwei Stockwerken gab es individuell gestaltete Sitzgruppen und Ruhemöglichkeiten. Sogar kleine Holzhäuschen, die zwischen haushohen Palmen aufgebaut waren, konnten die Fluggäste zum Ausruhen nutzen.





Als schließlich das Gate für unseren Weiterflug auf den Anzeigemonitoren erschien, begaben wir uns auf den durchaus weiten Weg zu unserem hoffentlich bereits wartenden Flugzeug. Das Boarding hatte tatsächlich schon begonnen, als wir am Gate ankamen, und so waren wir längst vor der geplanten Abflugzeit startklar. Allerdings mussten wir noch einige andere Flugzeuge auf dem Weg zur Startbahn passieren lassen. Der Flug QR1383 nach Entebbe wurde ebenfalls mit einer Boeing Dreamliner durchgeführt, deren Ausstattung und Bequemlichkeit wir bereits von Frankfurt aus genießen konnten. Ein fast unendliches Angebot an Spielfilmen aus allen Teilen der Welt stand uns zur Auswahl, darunter auch deutsche Produktionen oder zumindest Hollywood-Filme mit deutscher Synchronisation.

Immerhin erreichten wir den Internationalen Flughafen Entebbe eine Viertelstunde früher als im Flugplan angegeben. Während des Anflugs konnten wir die riesigen Ausmaße des Victoriasees erahnen. Die Landebahn des sowohl militärisch als auch zivil genutzten Airports liegt direkt an der Küste dieses größten Süßwassersees der Erde. Um 14:00 Uhr Ortszeit verließen wir das Flugzeug und wurden mit einem Bus zum Empfangsgebäude gebracht. Die Halle dort war bis zum Anschlag mit einreisenden Personen gefüllt. Da wir uns nicht wie einige andere Reisende in der Boeing nach vorne gedrängt hatten, standen wir nun recht weit hinten. Eigentlich kein Problem für uns, jedoch war nicht abzusehen, dass sich die Menschenmenge in absehbarer Zeit durch die Grenzkontrollen bewegen würde. Die Abfertigung der Einreisenden verlief nur sehr zögerlich. Die Idee, am Nachmittag noch eine Tour durch Entebbe zu machen, schwand mit jeder Minute, die wir warten mussten.

Für Diplomaten und VIPs gab es einen gesonderten Schalter. Tatsächlich wurden die dort wartenden Personen schneller abgefertigt, und die Schlange löste sich bald auf.

Danach wurden Familien mit Kindern von einem Sicherheitsbeamten zu diesem Schalter gebeten und zu unserer Verwunderung auch wir, die Senioren der Ankunftshalle.

Die Einreiseformalitäten verliefen problemlos, da wir alle notwendigen Unterlagen, einschließlich unserer Reisepässe, e-Visa und Impfpässe parat hatten. Aufgrund der vorgelegten e-Visa mussten passende Aufkleber für unsere Pässe ausgedruckt werden, und die freundliche Zollbeamtin verschwand irgendwo im Hintergrund. Auch hierbei war Geduld gefragt. Anschließend wurden die Fingerabdrücke der rechten Hand eingescannt und ein biometrisches Foto gemacht. Die gesamte Prozedur von der Landung bis zur erfolgreichen Einreise dauerte weit über eine Stunde.

Inzwischen machten wir uns Gedanken, ob unser Abholdienst die nötige Geduld aufbrachte und noch am Ausgang auf uns wartete. Bis dahin mussten wir jedoch unser aufgegebenes Gepäck abholen. In einer Halle liefen auf zwei Gepäckbändern unzählige Koffer, Rucksäcke und wild zusammengeworfene Kartons im Kreis. Nirgends war ersichtlich, welches Band welchem Flug zugeordnet war. Die Tatsache, dass zwischenzeitlich noch mehrere Flugzeuge gelandet waren, machte die Suche nach unseren Koffern nicht leichter. Heike begab sich auf den Weg, um mehr Informationen zu erhalten.

Im Rahmen der Reisevorbereitungen hatte ich einige Apple AirTags erworben und in jedem unserer Gepäckstücke einen solchen kleinen technischen Helfer platziert. Nun kamen diese und mein iPhone zum Einsatz. Schnell war klar, dass die Koffer zumindest in Entebbe angekommen waren. Mit der Suchfunktion meines Mobiltelefons konnte ich mich in die Richtung unseres Gepäcks bewegen. In einer Ecke der Halle waren zwischenzeitlich wohl die Gepäckstücke der Reisenden gestapelt worden, die längere Zeit in der Ankunftshalle verbracht hatten. So

geortet, bugsierte ich unsere Koffer aus dem Haufen und machte mich auf die Suche nach meiner Frau. Diese war zwischenzeitlich von Flughafenpersonal zur Gepäckermittlung verwiesen worden und kam mir mit einigen Formularentgegen. Beruhigt und glücklich, alles wieder bei uns zu haben, verließen wir das Flughafengebäude, und tatsächlich stand am Ausgang ein Taxifahrer mit einem Schild „Mr. & Mrs. Haas“. Mit einem weißen Toyota-Minibus ging es zu unserer ersten Unterkunft in Uganda. Allerdings hatten wir das Gelände des Flughafens noch nicht verlassen, und das sollte auch noch etwas dauern. Eine lange



Schlange von Fahrzeugen hatte sich an der beschränkten Ausfahrt gebildet. Die eigentlich automatisierte Schrankenanlage hatte ihre Arbeit gänzlich eingestellt, und so mussten die Parktickets manuell eingesammelt und die Schranken ebenfalls per Hand geöffnet werden.

Vorbei an einem Ausbildungscamp der ugandischen Streitkräfte führte uns eine gut ausgebaute Straße in Richtung der Stadt. Unser Ziel war das Gästehaus „The Guinea Fowl“, übersetzt also das Perlhuhn. Vom Flughafen bis dorthin waren es nur wenige Kilometer, und wir näherten

uns zügig, bis wir von der Hauptstraße abbogen. Ab diesem Punkt gab es nur noch unbefestigte und mit tiefen Spurrillen versehene Wege. Der Taxifahrer mit seinem kleinen Minibus hatte alle Hände voll zu tun, um uns möglichst sanft zu unserem Quartier zu bringen. Offensichtlich gab es im gesamten Stadtviertel keine einzige befestigte Straße. Gegen 16:00 Uhr erreichten wir die mit einem großen Metalltor gesicherte Einfahrt zur Unterkunft.

Wir wurden sofort von einem freundlichen Rhodesian Ridgeback begrüßt, der sich offensichtlich über jeden neuen Besucher freute. Auch das aufmerksame Personal hatte unsere Ankunft bemerkt, und so erhielten wir umgehend einen erfrischenden Begrüßungstrunk. Das Gästehaus bestand aus einem modern und geschmackvoll eingerichteten Haupthaus mit Rezeption und Aufenthaltsräumen sowie einem einfachen Gebäude mit den Gästezimmern, das über den Hof erreichbar war. Unser Zimmer war bescheiden, aber zweckmäßig ausgestattet.

Kurz nachdem wir uns häuslich eingerichtet und frisch gemacht hatten, erschien Nasser Mullasa, der Repräsentant der Firma Taruk, über die wir sowohl den Mietwagen als auch einen Teil der Unterkünfte gebucht hatten. Überraschenderweise sprach Nasser, ein waschechter Ugander, sehr gut Deutsch. Er hatte alle noch notwendigen Reiseunterlagen für uns dabei und stellte uns zusätzlich drei detaillierte Straßenkarten leihweise zur Verfügung. Wir nahmen im Garten des Gästehauses Platz und besprachen gemeinsam die gesamte Reiseroute. Nasser gab uns wertvolle Tipps, insbesondere für die Anfahrt zum Bwindi-Nationalpark mit den Gorillas. Auch unseren Wunsch, am Abreisetag eine Tour zu den Schuhschnäbeln in den Mabamba-Sümpfen am Victoriasee zu machen, nahm er auf und versprach, einen entsprechenden Kontakt herzustellen.



Natürlich hatte Nasser den Toyota Land Cruiser dabei, der uns in den kommenden Wochen durch das Land bringen sollte. Schon auf den ersten Blick war klar, dass das Fahrzeug bereits einige Strapazen überstanden hatte. Diese Vermutung wurde durch den Kilometerstand des Tachos von über 500.000 km untermauert. Genauere Recherchen ergaben, dass es sich bei dem Land Cruiser um das Modell J7 handeln musste, und die noch runden Scheinwerfer wiesen auf ein Baujahr vor 2006 hin. Was uns jedoch erst viel später auffiel, war die Tatsache, dass der Wagen mit Rädern mit 6-Loch-Felgen ausgestattet war. Die Änderung auf 5-Loch-Felgen erfolgte in 1996, daher war es recht sicher, dass der Toyota bereits über 27 Jahre auf den unterschiedlichsten Straßen in Afrika unterwegs war.



Während der Begutachtung des Wagens war mir besonders wichtig, dass die Ersatzräder, von denen es tatsächlich zwei gab und der dazugehörige Wagenheber in gutem Zustand waren. Schließlich hatten wir bei vergangenen Reisen genau diese Utensilien oft benötigt. Die beiden Ersatzräder, montiert auf Halterungen am Heck des Wagens, waren zwar gebraucht, aber in gutem Zustand.

Nasser präsentierte sofort den Wagenheber und wollte ihn umgehend wieder im Fahrzeug verstauen. Ich bat ihn jedoch darum, zu überprüfen, ob das manuell hydraulisch betriebene Teil seine Dienste tat. Optisch sah der Wagenheber wie neu aus. Offensichtlich war er kurz zuvor frisch lackiert worden. Nasser pumpte und pumpte, doch nichts geschah. Der Stempel, der nun eigentlich ausfahren sollte, verharrte regungslos in seiner Ausgangsposition. Zusammen machten wir uns auf die Suche nach der Ursache der Fehlfunktion. Es konnte ausschließlich an dem Ablassventil liegen, so unsere Vermutung. Und genau deren Schraube ließ sich nur mit aller Gewalt bewegen. Schnell erkannten wir, dass deren gesamter Gewindegang beim Aufhübschen überlackiert wurde und somit das Ventil nicht schließen konnte. Mit einiger Geduld ließ sich der Lack entfernen, und der Wagenheber war wieder instand gesetzt.

Nun wollte ich noch einen Blick unter die Motorhaube werfen. Das lehnte Nasser mit dem Hinweis ab, dass es nichts für mich zu sehen gebe. Trotz seines Widerspruchs bestand ich auf meiner Forderung. Die Suche nach dem Hebel, der die Motorhaube entriegelte, gestaltete sich schwierig. Es gab zwei Griffe mit Seilzug, die jeweils mit dem gleichen Symbol für den Tankdeckel versehen waren. Der Tankdeckel selbst war jedoch mit einem Schlüssel zu entriegeln. Tatsächlich öffnete einer dieser Hebel die Motorhaube.

Nach der umfassenden Einweisung lud mich Nasser zu einer Testfahrt ein. Offensichtlich wollte er sicherstellen, dass ich das Fahrzeug im afrikanischen Linksverkehr beherrschte. Fahrtechnisch bewegte sich der Toyota eher wie ein LKW, und mit 90 PS war das schwere Gefährt nicht gerade übermotorisiert. Lenkung und Bremsen machten einen ordentlichen Eindruck, die Schaltung hingegen war mehr als gewöhnungsbedürftig. Der lange Schalthebel hatte keinerlei Führung, offensichtlich war die

Schaltkulisse irgendwann in den letzten Jahren verloren gegangen. Die Tatsache, dass ich nun als Fahrer auf der rechten Seite saß und die Schaltung mit meiner linken Hand bedienen musste, machte das Schalten in den passenden Gang nicht gerade leichter.

Durch ein Gewirr von unbefestigten Seitenstraßen ohne Straßennamen, durch tiefe Löcher und weite Gräben führte meine Testfahrt hin zu einer asphaltierten Hauptstraße. Hier tobte das wahre afrikanische Verkehrschaos. Motorradfahrer, Trucks und Pkws teilten sich die für vier Spuren ausgelegte Fahrbahn. Eigentlich sollten alle möglichst links fahren, aber das war eher ein Wunschbild als die Realität. Besonders die Zweiradfahrer, hier Boda-Boda genannt, nutzten jeden noch so kleinen Freiraum zwischen den anderen Fahrzeugen, um irgendwie vorwärtszukommen. Mit dem mächtigen Toyota, dessen Maße mir noch ungewohnt waren, war es nicht ganz einfach, auf dieser Straße zu wenden und dann wieder die richtige Ausfahrt zu nehmen.

Zurück im Gästehaus war klar, dass sowohl die Einreiseformalitäten als auch die Ein- und Unterweisung erheblich länger dauerten als angenommen. So hatten wir keine Zeit mehr für eine nachmittägliche Exkursion, zumal pünktlich um 18:00 Uhr die Sonne untergehen würde. Daher blieb nur noch eine erneute Fahrt durch das Viertel hin zu einem Geldautomaten. Zu dritt, also nochmals mit Nasser an Bord, machten wir uns auf den mir bereits bekannten Weg. Just dort, wo ich bei der Testfahrt wenden musste, gab es einen Geldautomaten und direkt daneben einen Supermarkt. Problemlos erhielten wir mit einer unserer Kreditkarten eine beachtliche Anzahl ugandischer Geldscheine, jeweils über 10.000 Schilling. Für die Umrechnung in Euro hieß das, die letzten drei Nullen wegzulassen und dann durch vier zu teilen. Nasser erklärte uns, dass es sinnvoll wäre, einen Teil der Scheine in kleinere Stückelungen zu tauschen; gerade für Trinkgelder und kleine

Einkäufe wäre das hilfreich. So dankten wir Nasser dafür, uns einige große Scheine kleinzumachen. Ebenfalls empfahl er uns ein größeres Gebinde Trinkwasser im naheliegenden Supermarkt zu erwerben. Eine Kunststoffflasche mit fünf Gallonen Inhalt, also umgerechnet knapp 20 Liter des hier raren Gutes, wechselte somit den Besitzer.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und die Stadt lag in Dunkelheit. Die Rückfahrt zum Gästehaus mussten wir nun ohne die Hilfe von Nasser allein aus unserer Erinnerung meistern. Zig Kreuzungen und Abzweigungen lagen auf dem Weg, als Fahrer konnte ich mich gut an die teilweise einzigartigen Schlaglöcher erinnern und so erreichten wir wohlbehalten unsere Unterkunft.

Auch wenn es noch früh am Abend war, konnten wir es kaum erwarten, unser Dinner einzunehmen, um dann anschließend erschöpft in die Betten zu fallen. Nachts wurde unser Schlaf ab und an von lauten Geräuschen unterbrochen. Die Ursache dafür erkannten wir am folgenden Morgen. In der Nacht waren von einem mächtigen Baum, dessen Äste weit über unser Zimmer ragten, reife Avocados auf das Blechdach des Gebäudes gefallen.

Bereits am frühen Morgen wurden wir von unserem iPhone mit Musik geweckt. Vor uns lag die erste Etappe unserer Rundreise, bei der wir exotischen Tieren begegnen würden. Im Haupthaus war bereits für das Frühstück gedeckt. Wir setzten uns zu einem jungen Paar an einen der Tische. Im Gespräch stellte sich heraus, dass die beiden aus den USA kamen und ihre 14-tägige Reise durch Uganda nun endete; ihr Rückflug stand bevor. Für etwas Verwunderung auf unserer Seite sorgte ihre Aussage, dass der krönende Abschluss ihrer Reise ein Zwischenstopp in München sein würde. Dabei bedienten sie sich typische Stereotypen über Bayern, wie sie oft Amerikanern zugeschrieben werden. Dies sei ihnen verziehen. Leider konnten wir ihnen auch keine besonderen Tipps für ihren



Besuch in München geben, obwohl ich die Landeshauptstadt erst kurz zuvor für ein Seminar besucht hatte. Wichtiger war uns, dass deren Begeisterung über die Erlebnisse der vergangenen Wochen deutlich spürbar war. Das weckte umso mehr unsere Vorfreude auf Uganda. Nach einem stärkenden Frühstück mit Spiegelei auf Toast, Tee und frischem Obstsaft hieß es, unser Gepäck im Toyota zu verstauen und anschließend auszuchecken.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen und der Himmel strahlte blau, allerdings war es erstaunlich kühl, sodass wir gut daran taten, unsere langärmeligen Jacken anzuziehen. Wie geplant rangierte ich den Toyota um 8:30 Uhr durch das große Metalltor des Gästehauses. Die Strecke zur Hauptstraße kannten wir bereits vom Vortag und so erreichten wir die asphaltierte Trasse problemlos. Von Entebbe nach Kampala, der Hauptstadt von Uganda, führt eine mautpflichtige Autobahn. Wir verzichteten auf eine digitale Routenführung und setzten ganz altmodisch auf gedruckte Landkarten. Da die Strecke vom Stadtrand von Kampala über nur wenige Abfahrten verfügte, sollte das Navigieren zumindest bis dahin kein Problem sein. Schnell stellte sich heraus, dass diese Autobahn zwar gut ausgebaut war, aber mit wenig Schildern mit Richtungsangaben versehen war. So verließen wir eine Abfahrt zu früh, merkten den Fehler jedoch sofort und kehrten über einige Kreisel und Brücken in die richtige Richtung zurück. Nasser hatte uns bereits auf den nächsten Knotenpunkt vorbereitet und eine handschriftliche Skizze angefertigt; ich hatte den passenden Kartenabschnitt auf meinem iPhone gespeichert. Von Weitem erkannten wir bereits die Zementfabrik, die auf Nassers Skizze verzeichnet war. Hier galt es die Fernstraße zu wechseln. Ein weiterer markanter Punkt war die mehrstöckige Markthalle direkt an dem Verkehrsknotenpunkt, der aus drei Kreiseln bestand. Auch hier gab es kaum Schilder, vor allem nicht an den Ausfahrten der Kreisverkehre, die wir nutzen mussten. Dazu kam noch der ungewohnte Linksverkehr, die

zahllosen Boda-Bodas und hupenden Kleinbusse, die das Durchfahren solcher Kreisel noch spannender machten. Das dabei hin und wieder der Scheibenwischer anging, anstatt dass der Richtungsanzeiger blinkte, war dabei eine völlige Nebensache.

Bei der Fernstraße, auf der wir uns nun befanden, handelte es sich um eine der wichtigsten Zubringerstraßen von Kampala. Während sich auf der bisherigen Mautstraße die Verkehrsdichte in Grenzen hielt, war das jetzt



völlig anders. So wie es sich schon am Verkehrsknotenpunkt abzeichnete, stellte sich die Situation indessen auch auf der Straße dar. Unterwegs auf der Autobahn dachten wir noch, dass wir wahrscheinlich weit vor unserem Zeitplan bei unserem Tagesziel ankämen. Diese Einschätzung änderte sich jedoch schlagartig. Im Gegenteil, wir befürchteten, weit länger für die Strecke zu benötigen. Der dichte Verkehr bewegte sich nur im Schnecken-tempo voran. Lediglich die Boda-Bodas schafften es durch halsbrecherische Manöver schneller vorwärtszukommen. Zumeist hatten die Fahrer ihre Helme über den Scheinwerfer gehängt und ihre Motorräder mit verschiedensten Waren oder mehreren Beifahrern beladen. Das Thema Sicherheit im Straßenverkehr schien hier offensichtlich keine Priorität zu haben.

Nach über zehn Kilometern, als die Straße noch immer beidseitig mit Geschäften dicht bebaut war und die Verkehrsdichte nur geringfügig abgenommen hatte, kamen erste Zweifel auf, ob wir tatsächlich auf der laut Karte über Land verlaufenden Fernstraße waren. Ein Blick auf den Kompass verriet jedoch, dass die Himmelsrichtung stimmte. Danach ließen der Straßenverkehr und auch die dichte Bebauung nach und unsere Zweifel verflüchtigten sich. Ab diesem Punkt ging es zunehmend zügiger auf der gut ausgebauten Fernstraße voran.

Nun hatten wir auch mehr Zeit, uns die Umgebung und besonders die Verkehrsteilnehmer genauer anzuschauen. Die Boda-Bodas transportierten wirklich alles, was von einem Ort zum anderen musste. Dass ganze mehrköpfige Familien inklusive eines Haustiers eng aneinandergeklammert unterwegs waren, kannten wir bereits aus Indien und Nepal. Die Tatsache, dass hier Baumaterialien, also



Stangen und Rohre, quer auf die Mopeds geschnallt wurden und somit fast die gesamte Fahrbahn benötigt wurde, kannten wir noch nicht. Gefahren wurde, wie bereits erwähnt, wo Platz war oder wo der Straßenbelag am besten schien.

Die Vegetation ließ darauf schließen, dass wir uns wieder dem Victoriasee näherten. Mehr als mannshohe Papyrus- und Schilfrohrpflanzen gediehen prächtig neben der Straße. Dazu gab es in dieser Region zunehmend Stände, an denen frische Fische, vor allem Victoriabarsche, den Vorbeifahrenden angeboten wurden. Das zügige Vorankommen wurde vereinzelt durch martialische Straßensperren der Polizei oder des Veterinäramtes gehemmt. Jedoch wurden wir an diesen mit Stahlstacheln bewehrten, gelb gestrichenen Betonsteinen nie angehalten. Freundlich wurden wir durchgewunken. Nun entdeckte Heike das erste Zebra; leider war dieses elegante Tier Opfer eines Verkehrsunfalls geworden. Der Kadaver lag unbeachtet am Straßenrand. Dass es hier im durchgängig landwirtschaftlich genutzten Gebiet wild lebende Zebras gab, hatten wir nicht erwartet.

Nach knapp 200 Kilometern erreichten wir die Distrikthauptstadt Lyantonde. Nasser hatte uns empfohlen, möglichst rechtzeitig zu tanken. Dabei sollten wir bevorzugt Stationen von Shell oder Total anfahren, da man sich hier auf die Qualität des Kraftstoffes verlassen könne. So steuerten wir eine am Stadtrand liegende Shell-Station an. Zwischenzeitlich hatten wir uns schon mehrfach darüber gewundert, dass förmlich in jedem Dorf an der Fernstraße neue, große und moderne Tankstellen gebaut oder bereits in Betrieb waren. So erstrahlte auch diese Station in neuem Glanz. Bereits als wir auf das Gelände fuhren, gaben uns die in gelb-roten Uniformen gekleideten Mitarbeiterinnen abwinkende Handzeichen. Verbal wurde uns mitgeteilt: „No Diesel“, begleitet von Armbewegungen, die weiter in Richtung Stadtmitte deuteten.

Schon bald erreichten wir die TotalEnergies Lyantonde Service Station, an der es sowohl den gewünschten Treibstoff, als auch die inzwischen notwendige Toilette gab. Das Angebot an kleinen Snacks, wie wir es von zu Hause kennen, war jedoch auf eine Tüte ungesalzener Erdnüsse beschränkt.



Da das im Toyota verbaute Autoradio keine Möglichkeit hatte externe Musikquellen mithilfe von Bluetooth zu koppeln, gab es für uns nur einen Weg, die auf meinem iPhone mitgeführte Musik zu hören, wir benötigten ein Verbindungskabel zwischen der Kopfhörerbuchse und dem AUX-Eingang des Radios. Leider hatte ich ein solches Kabel nicht im Gepäck. Nachdem der Tankstellenshop keinerlei technisches Zubehör im Angebot hatte, machten wir uns andererseits auf die Suche nach dem passenden Teil. Tatsächlich gab es nicht weit entfernt einen Laden, der mit neuwertigen professionellen Lautsprecherboxen im Angebot auffiel. Gerne nutze ich diese Chance das Kabel zu erwerben und mich gleichzeitig über das hiesige Angebot an Veranstaltungstechnik zu informieren. Im Laden war nur die Tochter des Inhabers anwesend. Mit meinem Wunsch nach einem 1/8 Inch Jack-Jack-Cable konnte sie trotz einiger nachgeschobener Beschreibungen nichts anfangen. So gingen wir zusammen auf die Suche in den Tiefen der unorthodoxen Lagerhaltung. Tatsächlich wurden wir schnell fündig und handelseinig. Zu meiner Überraschung waren hier, weitab von der Metropole Kampala amerikanische Markenprodukte im Portfolio des Händlers. Zurück im Wagen konnte die Fahrt nun mit musikalischer Untermalung fortgeführt werden. Über die klanglichen Eigenschaften der im Toyota vor Jahrzehnten verbauten und danach den afrikanischen Witterungsbedingungen ausgesetzten Lautsprechern brauche ich wohl nichts zu sagen.

Lake Mburo Nationalpark

Auf der Karte war ersichtlich, dass es bis zum Abzweig zum Lake Mburo Nationalpark noch ziemlich genau 20 Kilometer waren. Also nullte ich den Tageskilometerzähler, um die entsprechende Nebenstraße auch gegebenenfalls ohne Hinweisschild zu finden. Kurz nachdem der Tageskilometerzähler die 19 erreichte, sahen wir bereits

eine Industrieanlage. Es handelte sich abermals um ein Zementwerk, welches entsprechend Nassers Tipps uns als Navigationshilfe diente. Aber auch ein Hinweisschild wies den Weg zum Nationalpark und zur Rwakobo Rock Lodge, die wir für die kommende Nacht gebucht hatten.

Hier bogen wir links ab von der asphaltierten Fernstraße auf eine überaus sandige Piste mit teils tiefen Spurrillen. Aus der Entfernung hatten wir bereits eine Herde von Watussi-Rindern entdeckt. Nun näherten wir uns diesen prächtigen Kühen mit ihren überdimensionalen Hörnern. Ein Hirte trieb diese imposanten Tiere direkt vor uns über die Piste. Ich überlegte, ob ich den Toyota verlassen sollte, um einige Fotos zu machen, aber solchen Kühen würden wir sicher noch öfter begegnen, und so setzten wir unsere Anreise zu der Lodge fort. Die ersten lebenden Zebras ließen sich von unserem Wagen beim Grasens nicht stören. Unvermittelt teilte sich die Piste, aber auch hier gab es ein einsames Hinweisschild zur Lodge. Die Strecke abseits der Fernstraße war deutlich länger als erwartet, trotzdem erreichten wir pünktlich um 14:00 Uhr die Lodge. Auf dem Parkplatz angelangt, wurden wir umgehend herzlich empfangen und zur Rezeption geleitet. Der junge Manager Linus hatte bereits feuchte Tücher und einen erfrischenden Saft bereit. Das Hauptgebäude, das auch



als Restaurant diente, war ein reetgedecktes, rundum offenes Gebäude. Die gesamte Lodge war, wie der Name schon andeutete, auf einem Felshügel errichtet. Linus bat uns an einen Tisch mit einer umwerfenden Aussicht auf den Nationalpark. Nur wenige Meter entfernt grasten ganz entspannt und friedlich einige Impala-Antilopen.



Hier erlebten wir nun den krassen Gegensatz zu dem hektischen Treiben auf den Straßen rund um Kampala. Nachdem wir die Formalitäten zusammen mit Linus erledigt hatten, wurden wir zu dem Häuschen mit dem Namen Python geleitet. Ebenfalls am Hang gelegen, hatten wir von hier den Ausblick auf die Weideflächen der Watussi-Rinder. Im Gebäude ein großes Doppelbett mit Moskitonetz und ein komfortables Badezimmer.

Es wurde Zeit, die Koffer aus dem Geländewagen zu holen. Ein schmaler Pfad führte bergauf direkt zum Parkplatz. Unser Wagen war auf den letzten Kilometern über die Sandpiste völlig eingestaubt. Um an unser Gepäck zu gelangen, hieß es, die Ersatzräder wegzuschwenken und die Hecktüren zu öffnen. Mit etwas Krafteinsatz klappte das und im Ergebnis war ich nun völlig eingestaubt.

Oberhalb des Haupthauses und nicht weit von unserem Häuschen gab es sogar einen Pool. Wie schon am Morgen strahlte noch immer die Sonne vom blauen Himmel. Da wir mit Linus abgesprochen hatten, dass wir kurz vor 16:00 Uhr zu einer Safari in dem Park aufbrechen, nutzten wir die Zwischenzeit für ein erfrischendes Bad, wobei die Betonung auf erfrischend lag.

Den Weg zum Gate hatte uns Linus genau beschrieben, sodass wir problemlos pünktlich dort ankamen. Wir hatten im Vorfeld ein Gamedrive gebucht, und so erwartete uns an dem Checkpoint ein Ranger der Parkverwaltung. Wie üblich mussten wir uns in die dort vorliegenden Listen mit allen möglichen Fahrzeug- und Personaldaten eintragen. Zwar hatten wir eine Menge Papierkram von Nasser erhalten, auf dem in einer der zahlreichen Listen die Zahlung von 20,- US-Dollar für den Ranger vermerkt war, jedoch waren die Angaben dort sowohl für das Nationalparkpersonal als auch für uns so unklar, dass wir es vorzogen, eine ausufernde Diskussion mit einer erneuten Zahlung der Gebühr zu umgehen.





Heike wechselte auf die Rückbank, und neben mir stieg Damion, unser Begleiter für die nächsten zwei Stunden ein. Der Ranger hatte zu unserer Überraschung ein Sturmgewehr vom Typ Kalaschnikow AK47 bei sich, welches er lässig vor sich an seinen Sitz lehnte. Er trug uns einige Informationen zu dem Nationalpark Lake Mburo vor und erläuterte uns die aktuelle Situation. In der Vergangenheit gab es um dieses kleine Reservat zahlreiche Konflikte, soweit, dass die Wildtiere fast gänzlich ausgerottet wurden. Im Jahre 1986 konnte durch die Verkleinerung des Schutzgebietes und andere Zugeständnisse gegenüber der Volksgruppe der Hema, die hier als Viehzüchter ihren Lebensunterhalt bestritt, eine Lösung des Problems gefunden werden. Während der Unterhaltung wurde der Schlagbaum geöffnet, und wir konnten unsere Fahrt in den Park fortsetzen. Die Straßenverhältnisse waren weiterhin durch viel Sand, Staub und viele Schlaglöcher geprägt. Das hieß für mich, möglichst alle tiefen Kühlen elegant zu umfahren, was jedoch nicht immer gelang. So kam es, dass bei eben solch einem Loch der Wagen mit seinen Insassen durchgeschüttelt wurde und die Kalaschnikow auf das Bodenblech knallte. Natürlich war sie gesichert, und es löste sich kein Schuss, aber der Schreck schien mir ins Gesicht geschrieben zu sein, so interpretierte ich jedenfalls das breite Grinsen von Damion.



Kleinere Gruppen von Zebras begegneten uns zuerst. Damion erklärte uns, dass in Uganda lediglich in den Nationalparks Lake Mburo und Kidepo diese wunderbar gestreiften Tiere vorkommen. Es handelt sich dabei um die Unterart Burchell der Steppenzebras. Zwischendurch querten Impalas und Paviane die Piste. Unseren ersten Stopp machten wir an einem Wasserloch, an dem sich etliche Giraffen eingefunden hatten. Durch die Erholung der Akazienbestände war es möglich, diese Tierart hier wieder anzusiedeln. Neben den graziösen und elegant dahin schreitenden Giraffen gab es auch einige der eher bullig wirkenden Kaffernbüffel zu sehen.



Die Fahrt führte uns vorbei an einem weiteren Gate hin zu dem namensgebenden See Mburo. Direkt am Ufer gab es einen Rastplatz mit einem Bootssteg. Aus der Ferne waren bereits die lauten Grunzgeräusche der Nilpferde gut zu hören. Einige dieser massigen Tiere hatten es sich rund um den Bootssteg im Wasser bequem gemacht. Während die erwachsenen Hippos oft längere Zeit überhaupt nicht auftauchten, war ein verspieltes Jungtier ständig am Auf- und Untertauchen. Während ich diesem Treiben zusah, erlebte Heike einen Hammerkop, also einen

Reiher, wie er sich einen Fisch fing. Unbemerkt von uns hatte sich zwischenzeitlich eine Warzenschweifamilie rund um unseren Geländewagen eingefunden und hoffte aus Erfahrung, dass es hier Essensreste zu erbeuten gab.



Langsam neigte sich die Sonne gen Horizont und wir machten uns auf den Rückweg. Am Gate setzten wir Damion ab, nicht ohne ihm ein angemessenes Trinkgeld zu übergeben und einen Morning Walk für den folgenden Tag zu buchen. Als wir das Haupthaus betraten, huschte etwas über den Fußboden. Es handelte sich um eine knapp 50 cm lange Schlange. Gerne hätten wir diese länger beobachtet und auch fotografiert, aber dieses Reptil war rasend schnell und verschwand ungesehen irgendwo zwischen den gemauerten Steinen der Terrasse. Die herbeigeeilten Mitarbeiter konnten es sich nicht erklären, wohin die Schlange sich geschlängelt hatte.

Gazellen und auch ein Warzenschwein hatten sich vor dem Restaurantbereich eingefunden, in dem wir nun unser Abendessen genossen.

Noch eine halbe Stunde früher als am Tag zuvor erklang die Weckmelodie. Ein „Morning Walk,“ also ein begleiteter Spaziergang durch das Reservat, war für den heutigen Morgen geplant. In den von uns bisher besuchten Nationalparks im Süden Afrikas war das Aussteigen aus den Fahrzeugen immer strikt verboten, umso mehr waren wir gespannt, den Tieren zu Fuß zu begegnen.

Voraussetzung dafür, dass wir unbehelligt durch die dortige Natur wandern durften, war die Tatsache, dass es hier keine Löwen mehr gab. Aufgrund der direkten räumlichen Nähe zu den Weiden der Viehzüchter hatten diese in der Vergangenheit alle Großkatzen vergiftet. Auf eine gezielte Wiederansiedlung hatte man daher verzichtet.

Bevor es losging, standen im Haupthaus Kaffee und Tee für uns zum Wach werden und zum Aufwärmen bereit. Über Nacht hatte sich die Luft unter dem klaren Himmel deutlich abgekühlt, daher genossen wir die wärmenden Getränke. Den Weg zum Gate kannten wir bereits vom Vortag. Dort wartete unser Ranger Damion auf uns. Dass er uns wieder begleiten würde, stand am Vortag noch nicht fest, umso mehr freuten wir uns, ihn wiederzusehen.





Eine große Herde von Watussi-Rindern zog gerade aus dem Gebiet des Nationalparks. Die Rinderzüchter dürfen laut Damion nachts ihre Tiere zum Gras in den Park bringen, müssen aber diesen bis zum Sonnenaufgang wieder verlassen haben. Dabei handelt es sich um eines der Zugeständnisse an die hiesige Bevölkerung, um die Akzeptanz des Nationalparks zu erhöhen. Ebenso fließt ein Teil



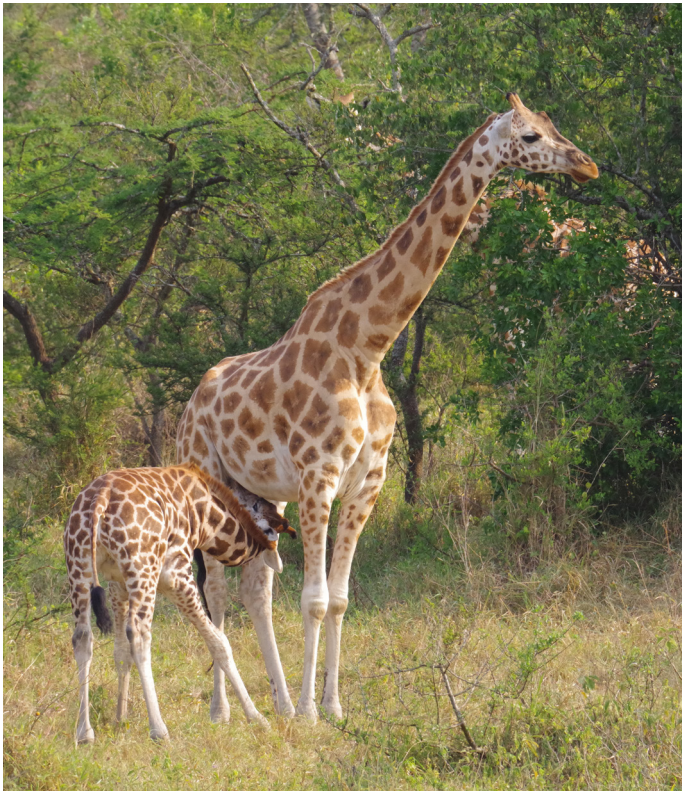
der Eintrittsgelder an die umliegenden Kommunen, um die Infrastrukturentwicklung zu unterstützen. Daneben bieten die Touristen Absatzmärkte für die lokale Handwerkskunst. Auf die Frage, was denn passieren würde, wenn die Rinder nicht rechtzeitig den Park verlassen würden, antwortete Damion, ohne die Miene zu verziehen, sie

würden halt verhaftet. Ich wollte noch nachfragen, aber dann fiel sein AK47 wie tags zuvor um, und er scherzte darüber, dass ich wieder etwas erschrocken reagierte.

Damion kannte eine geeignete Stelle, von der aus wir eine erlebnisreiche Wanderung beginnen konnten. Dort angekommen zeigte er sich verwundert darüber, dass ein zweites Fahrzeug den Ort offenbar nicht gefunden hatte. Während ich den Wagen parkte, nahm Damion telefonisch Kontakt zum Fahrer der anderen Reisegruppe auf und navigierte ihn zu unserem Standort. Während wir auf deren Ankunft warteten, unternahmen wir erste Versuche, uns den Zebras zu nähern. Bis auf rund vierzig Meter schien unsere Anwesenheit den Tieren nichts auszumachen, näher herantrauten wir uns noch nicht.

Als der zweite Wagen endlich unseren Parkplatz erreichte, gingen wir zusammen unter der Führung von Damion in Richtung eines nahe gelegenen Wasserlochs. Sobald wir uns den Zebras und Antilopen auf weniger als dreißig Meter näherten, ergriffen diese schlagartig die Flucht. Ganz anders dagegen die Giraffen. Sie zeigten uns gegenüber keinerlei Scheu. Selbst die Muttertiere, die mit Jungen unterwegs waren, hielten uns genauer im Auge, ohne zu flüchten oder aggressiv zu reagieren. Einer der Giraffenbullen kam dann auch direkt auf Heike zu, um nur wenige Meter an ihr vorbeizuschreiten. Währenddessen hatte Damion natürlich immer ein wachsames Auge auf uns und die sagenhafte Tierwelt. Das waren wirklich traumhafte und unvergessliche Eindrücke, sich so zwischen graziösen Giraffen, eleganten Zebras und flinken Antilopen frei zu bewegen.

Schnell verging die Zeit und es galt den Rückweg zur Lodge anzutreten. Abschließend fand Damion einen Löwen für uns, allerdings nur einen Ameisenlöwen, den er unter dessen Sandtrichter ausgrub. Immerhin ein kleiner Räuber der Savanne.





Nach einem umfangreichen und schmackhaften Frühstück hieß es auschecken, Koffer laden und zurück zur Fernstraße. Nochmals fuhren wir an den Rindern mit ihren unglaublich großen Hörnern vorbei, und wieder dachte ich, es wird noch eine Gelegenheit geben, von diesen Tieren attraktive Fotos zu machen. Vor uns lag eine lange Fahrt mit schwieriger Orientierung. Weit weg von der Hauptstadt bestand der Straßenverkehr inzwischen hauptsächlich aus Motorrädern chinesischer Herkunft. Dass Bananen das Hauptnahrungsmittel bei den Menschen im grünen Herzen Afrikas, wie Uganda auch gerne genannt wird, sind, wurde uns zusehends klarer. Egal welchem Fahrzeug wir begegneten, Bananen waren immer an Bord. Ob Boda-Boda, Fahrrad oder auf dem Dach jedes Minibusses und selbst an jedem Sattelzug hingen oder lagen mächtige Bananenbüschel. Vereinzelt kamen wir an Sammelstellen vorbei, an denen die Bauern ihre Bananen ablieferten und diese dann auf großen und sehr hohen Lastwagen verladen wurden.

Abseits der Straße gab es immer mal wieder Rauchsäulen zu sehen. Bald wurde uns klar, dass es sich um Köhlereien zur Herstellung von Holzkohle handelte. Dieser so gewonnene Brennstoff wurde am Straßenrand dann in weißen Kunststoffsäcken zum Verkauf angeboten. Ebenfalls kamen



wir öfter an Meilern vorbei, in denen Ziegel gebrannt wurden. Dazu werden die aus Lehm geformten Rohlinge zu einem überdimensionalen Ofen aufgeschichtet, gezielt entstandene Hohlräume mit Brennmaterial gefüllt, von außen mit Lehm luftdicht verschmiert und von unten dann angezündet. Diese Methode war bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts bei uns üblich und wurde als Feldbrand bezeichnet.

Erstaunt waren wir darüber, dass in vielen der kleinen Orte Gärtnereien ihre Erzeugnisse am Straßenrand präsentierten. Nochmals sahen wir eine der Kuhherden mit den einzigartigen Watussi-Rindern. Was wir nicht ahnten, war, dass dies für uns die letzte Begegnung mit diesen Tieren war. Entgegen unserer Vermutung werden die Watussi-Rinder, die eigentlich Ankole-Rinder heißen, ausschließlich von den Angehörigen der Volksgruppe der Tutsi in Burundi, Ruanda und einem schmalen Streifen in Uganda gezüchtet und gehalten. Dieses Gebiet hatten wir nun verlassen. Dies merkten wir auch an der Landschaft. Abseits des Victoriasees wurde es hügliger, und neben Bananen waren nun viele Boda-Bodas mit Ananas unterwegs. Die Obst- und Gemüsestände, die an den Straßen mehr oder weniger aufwendig aufgestellt waren, wurden zusehends reichhaltiger. Verkaufstüchtige junge Männer schoben Fahrräder mit großen Displays, auf denen allerlei Krimskrams von Sonnenbrillen über Handyhüllen bis hin zu kleinen Solarpaneelen zum Verkauf angeboten wurden.

Ganz entspannt fuhren wir immer weiter in Richtung Westen. Vor uns Fahrzeuge, hinter uns Fahrzeuge. Zu unserer Überraschung wurden wir von einem am Straßenrand stehenden Polizisten aus dieser Kolonne gewunken. Freundlich grüßend versuchte ich herauszufinden, warum wir gestoppt wurden. Nach einer langen Pause fragte der Polizist, ob ich nicht wüsste, was ich falsch gemacht hätte. Ich verneinte, entgegnete aber im gleichen Atemzug, ob ich womöglich zu schnell gefahren wäre. Das war mein



Vergehen, welches mir vorgeworfen wurde. Okay, dass die vor uns und hinter mir wahrscheinlich mit genau der gleichen Geschwindigkeit unterwegs waren, interessierte in diesem Moment niemanden. Mit strengem Blick wurde mir mitgeteilt, dass ich 76 km/h anstatt der zulässigen 50 km/h gefahren sei. Dafür entschuldigte ich mich reuig und fragte, was das nun für mich bedeuten würde. Wieder gab es eine längere Denkpause, bevor der Polizist meinte, mit 60 US-Dollar wäre die Sache in Ordnung. Ohne jegliche Diskussion und ohne Quittung wechselten so die geforderten Devisen den Besitzer.



Die nächsten Kilometer machte ich mir darüber Gedanken, wie man erkennen sollte, wo hier welche Geschwindigkeit erlaubt ist, wenn es weder Schilder noch Straßenmarkierungen gab. Bis Rukungiri lief es bis auf die Polizeikontrolle dank des guten Straßenzustands problemlos und zügig. Ab hier sollten wir uns immer in Richtung Kihikihi halten, hatte Nasser uns empfohlen. Die passende Abzweigung fanden wir noch gut, obwohl es auch hier keine Schilder gab. Schnell änderte sich der Straßenbelag von durchgängig asphaltiert über fleckenweise asphaltiert bis hin zu einer reinen erdigen Piste. Für die nächsten 50 Kilometer benötigten wir fast drei Stunden. Wir richteten uns bei Kreuzungen und Abzweigen immer danach, welche der Straßen, die wir antrafen, scheinbar die befahrenste

Trasse war. Gerade an Hanglagen waren durch die Erosion während der Regenzeit oft ganze Teile der Piste weggeschwemmt oder es waren tiefe Gräben entstanden.

Plötzlich schreckte uns ein lautes, heulendes Alarmsignal auf. Sofort hielt ich an und schaltete den Motor aus. Das Geräusch verstummte umgehend. Vorsichtig startete ich den Motor wieder, der alarmierende Ton war nicht mehr zu hören. So fuhren wir etwas verunsichert weiter. Tatsächlich nach einer gewissen Zeit das gleiche Spiel. Wo kam das Geräusch her, war die Frage, die uns nun bewegte. Die Ursache musste irgendwo im Innenraum liegen, ergab letztlich die Ursachenforschung. Weitere Untersuchungen wiesen auf die Klimaanlage hin. Für uns hieß das, sobald es aufheult, den dazugehörigen Lüfter auszuschalten. Letztendlich konnten wir die Klimatisierung gar nicht mehr nutzen und mussten mit geöffneten Fenstern fahren. Zwar gab es nur selten Gegenverkehr, aber dann hieß es rechtzeitig die Fenster zu schließen, um dem aufgewirbelten Staub zu entgehen.



Nachdem wir uns daran gewöhnt hatten, den Innenraum des Toyotas auf diese Weise zu temperieren, folgte ein neuer Schreck. Plötzlich klappte die Rückenlehne meines Fahrersitzes nach hinten weg. Eine Weiterfahrt war so nur sehr beschwerlich möglich. Gerade die extremen Unebenheiten der Straße ließen es kaum zu, ohne Rückenlehne das Fahrzeug zu führen. Also ging es nun daran, dem Problem auf die Spur zu kommen. Letztlich fehlte ein Sprengring am Scharnier der Rückenlehne. Daher war ein Haltebolzen aus seiner Führung gesprungen. Mit etwas Kraftaufwand gelang es, diesen wieder einzuhängen. Natürlich keine belastbare, dauerhafte Lösung, und so sprang der Bolzen bei extremer Belastung öfters heraus. Also hieß es für mich, bei vorhersehbaren riesigen Schlaglöchern die Rückenlehne zu entlasten und sich krampfhaft am Lenkrad festzuhalten.

Nach meiner Einschätzung waren wir nun endlich in Kihikihi angekommen und fanden dort eine ganz neue Asphaltstraße vor, breit und völlig ohne Schlaglöcher. Laut unseren Aufzeichnungen mussten wir von hier in Richtung Süden fahren. Inmitten eines Kreisverkehrs entdeckte ich jedoch endlich einmal ein Schild, welches sogar auf unser heutiges Ziel, den Bwindi-Nationalpark hinwies. Es zeigte aber in die gegengesetzte Richtung. Was bedeutet hier schon ein Schild, möchte man meinen, aber trotzdem folgten wir dem Hinweis. Auf der breiten neuen Fernstraße ließ es sich angenehm und entspannt fahren, bis wir wieder bei einer Polizeikontrolle angehalten wurden. Zu schnell konnte jetzt wirklich nicht stimmen. Schnell stellte sich heraus, dass es sich diesmal darum handelte, dass ich keinen Sicherheitsgurt angelegt hatte. Abgeschnallt hatte ich mich, als meine Rückenlehne ihren Halt verlor, aber das konnte ich als Argument wohl kaum vorbringen. Zu meiner Freude beließ es der Ordnungshüter bei einer Verwarnung, und wir durften ohne eine Zahlung zu leisten.

Nach gefahrenen 40 Kilometern erreichten wir einen Kreisverkehr. Dort folgten wir zweifelnd dem einzigen asphaltierten Abzweig. Das alles schien uns falsch, und so fragten wir zur Sicherheit einen Fußgänger nach dem Weg. Dieser schickte uns zurück zum Kreisel und dann wieder der Fernstraße entlang. Nach weiteren 40 Kilometern waren wir in Kihikihi, so zumindest unsere Vorstellung. War das Hinweisschild vielleicht doch falsch, fragten wir uns, und bei einer Tankstelle wurde bestätigt, dass wir wiederum umdrehen müssten.

Nochmals fuhren wir bis zum Kreisel, dort diesmal geradeaus über eine Piste in das direkt dabei liegende Dorf. Die Nachfrage bei einigen spielenden Kindern ergab abermals, dass wir wenden mussten. Langsam wurde die Zeit für die Fahrt zu unserer nächsten Lodge knapp. Der Sonnenuntergang stand kurz bevor und bei Nacht zu fahren wollten wir eigentlich möglichst vermeiden. Zwischenzeitlich hatten Heike und ich die Plätze gewechselt. Die lange Fahrt und die verzweifelte Suche setzten mir inzwischen etwas zu.

Hinter uns bemerkte ich einen ähnlichen Toyota mit offensichtlich den gleichen Orientierungsschwierigkeiten. Nicht nochmals wollten wir die 40 Kilometer zurücklegen, und so fuhren wir die nächste Tankstelle an. Als wir an dieser Station den Ortsnamen Kihikihi lasen, fiel es uns wie Schuppen von den Augen: Wir waren nun in Kihikihi. Bei dem Ort, an dem wir die asphaltierte Straße erreichten, handelte es sich wohl um die Stadt Bugarama, ergab die Recherche auf der Straßenkarte. Auf der Fahrt zur Schnellstraße hatten wir irgendwo einen Abzweig nach Kihikihi verpasst.

Langsam neigte sich der Tag dem Ende zu. Der ebenfalls suchende Toyota hatte den Abzweig vor uns entdeckt, und so folgten wir in dessen aufgewirbelter Staubwolke. Irgendwann, als es bereits recht dunkel war, erreichten wir den Zielort Buhoma. Vorbei an der Aufzuchtstation für



Schuppentiere kamen wir in diesen lang gezogenen Ort. Nun galt es im Licht der Scheinwerfer die richtige Unterkunft zu finden. Lodge auf Lodge mit aussagekräftigen Namen säumten die einzige Straße, die in Richtung des Gates vom Nationalpark führte. Just als uns Zweifel aufkamen, womöglich an der Engagi-Lodge vorbeigefahren zu sein, tauchte das uns von Nasser beschriebene braune Schild auf der rechten Seite auf. Gegenüber gab es ein mächtiges Tor, durch welchen wir den gesicherten Parkplatz der Lodge erreichten. Was für ein Tag, was für eine



Odyssee, was für ein Glück fast rechtzeitig an der Lodge angekommen zu sein. Als wir erleichtert in das Haupthaus der Lodge traten, begrüßte uns Alfred herzlichst. Er war unser „Good Guy“ während unseres Aufenthalts in Buhoma. Unsere Unterkunft war ein Cottage, ein Häuschen, welches einige Treppen hinunter am etwas tiefer liegenden Bachlauf lag. Müde und erschöpft genossen wir noch das Dinner im Schein einer Petroleumlampe und sprachen mit Alfred den Ablauf des nächsten Tages ab.

Gorillas hautnah

Bereits vor dem Frühstück waren wir beide recht aufgeregt, schließlich sollte heute ein wesentlicher Höhepunkt unserer mehrwöchigen Reise passieren. Es war der Tag, an dem wir mit frei lebenden Berggorillas Auge in Auge durch den Urwald ziehen würden, wenn es denn wirklich klappt, die Menschenaffen zu finden. Natürlich wird in allen Prospekten davon geschrieben, dass die Wahrscheinlichkeit, auf eine an menschliche Besucher gewöhnte Gorillafamilie zu treffen, sehr hoch ist, aber uns war bewusst, dass es die Natur ist, und die ist nun mal nicht planbar.

Mit Alfred klärten wir, dass wir möglichst auf eine lange Anfahrt zu einer besuchbaren Gorillafamilie verzichten möchten und gerne in der Nähe des Gates bleiben möchten. So besprochen, ließen wir unseren Toyota zurück und liefen zu Fuß zum Gate. Vor uns schritt mit großen Schritten der schlanke und schlaksig wirkende Alfred in der Dienstkleidung der Lodge. Entlang der gesamten Strecke bis zum Nationalpark gab es auf beiden Seiten Holzhäuser, teilweise eher Holzhütten, in denen allerlei Souvenirs feilgeboten wurden. Den Bummel durch diese besondere Einkaufsstraße verschoben wir auf die Zeit nach dem Gorillabesuch.



Die Formalitäten am Eingangstor zum Nationalpark erlebte Alfred routiniert für uns. Hierbei muss erwähnt werden, dass neben dem Eintritt auch eine besondere Erlaubnis, die Gorillas besuchen zu dürfen, erworben werden musste. Rund 1.000 Individuen der Berggorillas gibt es aktuell in den Wäldern in Uganda, Kongo und Ruanda, davon leben rund 400 im Bwindi-Nationalpark.

Im dazugehörigen Informationszentrum hatten sich bereits circa dreißig Touristen zu einer Unterweisung eingefunden. Dabei wurden die wesentlichen Verhaltensregeln, darunter die Maskenpflicht, erwähnt. Ebenfalls fand die Geschichte des Nationalparks in der Rede ausreichend Platz. Viele der detailreichen Ausführungen des Vortrages blieben uns jedoch aufgrund der sprachlichen Barrieren und der schlechten Akustik vorenthalten. Die Mitarbeitenden des Informationszentrums gaben noch eine Tanzvorführung, einen offensichtlich traditionellen Tanz, der sich um Jagd und Liebe drehte und in T-Shirts der Naturschutzbehörde dargeboten wurde. Eigentlich mag ich keine traditionellen Kulturdarbietungen, die ausschließlich für Touristen aufgeführt werden. Andererseits gehört das zum Tourismusgeschäft dazu und dient auch dem Erhalt der kulturellen Identität der jeweiligen Volksgruppen. Dass man sich hier nicht in üppig verzierte Trachten geworfen hatte, war irritierend, machte das Ganze aber irgendwie sympathisch.

Am Rande des an zwei Seiten offenen Raums hatte sich ein Maler mit seiner Staffelei niedergelassen. Er porträtierte geschickt und routiniert ein Gorillamännchen. Daneben hatte er einige seiner Kunstwerke zum Verkauf ausgestellt.

Trotz des intensiven Einsatzes von Alfred klappte es nicht mit unserem Wunsch, an einer Tour in der Nähe des Informationszentrums teilzunehmen. Wir wurden einer Gruppe von acht Touristen zugewiesen und bekamen

einen Ranger zugeteilt. John, so sein für Europäer leicht merkbarer Rufname, begrüßte uns und bat alle, noch ein letztes Mal vor der Abfahrt die Toiletten aufzusuchen.

Da inzwischen klar war, dass wir zum Startpunkt unserer kleinen, aufregenden Expedition fahren mussten und wir keinen eigenen Wagen dabei hatten, stand nun die Frage im Raum, wie wir dorthin kommen würden. In Johns Gruppe befand sich ein Pärchen, das sich auf Deutsch unterhielt. So wurden wir sehr schnell und ohne Missverständnisse einig, dass wir bei Kim und Felix aus Deutschland mitfahren konnten. Im zweiten Geländewagen war eine Familie aus Frankreich mit Sohn und Tochter unterwegs.

Kim und Felix Langberg, ein junges Paar aus der Nähe von Rostock, erfuhren wir bereits während der Fahrt. Er ist Profiboxer und war bis kurz vor dem Urlaub Europameister im Schwergewicht, während sie eine Lehrerin ist, die derzeit ein Sabbatical eingelegt hat. Daneben haben die beiden noch Projekte zur Aufforstung in Südamerika und





Ostdeutschland am Laufen. Die beiden passen wirklich gut zusammen, außer, und das betonte Felix ausdrücklich, beim Essen gibt es keine Kompromisse – er teilt sein Essen nicht mit Kim. Wir stimmten der Aussage mit einem wissenden Blick zu, denn er brauchte seine täglichen Kohlenhydrate.

Es folgte eine längere Fahrt über Pisten, wie wir sie bereits kennengelernt hatten. Dabei ging es vorbei an Kaffee- und Bananenplantagen sowie an Kindern, die uns vom Straßenrand zuwinkten. Nach einer gefühlten Ewigkeit, die bereits an die Anspannung erinnerte, die man als Kind vor dem Weihnachtsbaum spürt, hielten wir endlich an. Dort hatten sich auch sechs Männer in blauer Arbeitskleidung und Gummistiefeln eingefunden – Träger, die auf einen bescheidenen Verdienst hofften. Diese Information hatten wir bereits im Vorfeld in der Lodge erhalten, und so nutzten wir die Möglichkeit, uns bei der Wanderung durch den Dschungel helfen zu lassen und gleichzeitig einem der Träger etwas zum Verdienen zu geben.

Sam war der Nächste in der Reihe, der diesen begehrten Job machen durfte. Die Franzosen und die Langbergs verzichteten auf den Service, und so gingen fünf der Träger enttäuscht nach Hause. Gerne gab ich sofort mein großes und schweres Teleobjektiv ab, die fälligen zwanzig Dollar würde es jedoch erst am Ende der Tour geben, wie uns ausdrücklich empfohlen wurde. Mit dem Ranger voraus, ging nun die Gruppe im Gänsemarsch über einen Trampelpfad in den dichten Dschungel. Dieser schmale Weg führte bald über eine rustikale Holzbrücke und immer weiter in den Urwald. Durch das immergrüne Blätterdach fiel zunehmend die grelle Äquatorsonne und tauchte die Szenerie in ein besonderes Licht. Inzwischen waren auch ein ebenfalls schwer bewaffneter Polizeioffizier und eine Studentin, die im Nationalpark ihr Praktikum machte, zu uns gestoßen.

Den ersten Bachlauf querten wir noch mit einer Brücke, beim zweiten Bach hieß es, mit ausreichend Schwung darüber zu springen. Sam und unser Spurenleser waren die ersten, die das kleine Gewässer ohne Probleme überwand. Es folgte der selbstbewusste und durchtrainierte Felix. Sein Absprung ließ nichts Gutes erahnen, und so landete er beidfüßig im weichen Uferschlamm. Unsere beiden einheimischen Helfer hatten ihre Mühen, den Schwergewichtsboxer ans trockene Ufer zu ziehen. Kim hatte leichtfüßig keine Probleme, ebenso wie die ersten Franzosen. Der Junge aus der Familie landete dann ebenfalls mit einem Fuß im Matsch und versank fast bis zum



Knie darin. Mit viel Mühe gelang es ihm, mit reichlich Hilfe seinen Fuß aus der misslichen Lage zu befreien. Der fehlende Sportschuh wurde im Schlamm gefunden, und Sam reinigte ihn im Wasser, während Heike und ich vorsichtig den Bach übersprangen.

Die inzwischen etwas zusammengeschweißte Gruppe wanderte noch etwa eine halbe Stunde weiter auf dem Pfad. John gab dann das Zeichen, dass wir nun auf die Rückmeldung des Spurenlesers warten müssten. So nahmen wir je nach Gusto Platz. Felix nutzte die Chance, die von der Lodge bereitgestellten Lunchboxen zu öffnen und nach und nach den Inhalt zu vertilgen. So vergingen Minuten um Minuten mit Warten, und die Zeit kroch förmlich im Schneckentempo. Die Bedenken, überhaupt einen Gorilla zu Gesicht zu bekommen, kamen auf. Während ein Teil der Gruppe sich mit Spielen und Musik auf den Handys ablenkte, nutzten andere die Pause für ein Schläfchen. Endlich, nach fast zwei Stunden, gab es das Signal zum Aufbruch. Von hieraus gab es keinen Trampelpfad mehr, jetzt hieß es quer durch die Vegetation, immer hinter dem Spurenleser her.



Tatsächlich tauchte nach einem längeren, beschwerlichen Marsch im Unterholz ein erster Gorilla auf. Für uns hieß es nun, die Infektionsschutzmasken aufzuziehen und vorsichtig und ruhig weiterzugehen. Vor uns war eine Gorillafamilie dabei, Äste und Blätter abzubrechen und zu verzehren. John gab uns Zeichen, wohin wir gehen und wie wir uns verhalten sollten. Uns stockte der Atem, und in unseren Adern floss pures Adrenalin. Ganz nah an diesen uns so ähnlichen, aber dennoch fremden Wesen zu sein, ließ den Blutdruck und den Pulsschlag steigen. Vorsichtig, extrem vorsichtig näherten wir uns den Menschenaffen. Diese wiederum nahmen uns kaum zur Kenntnis ab und an ein kurzer Blick, um sich dann wieder auf die Ernährung zu fokussieren.

Natürlich wollte ich diese magischen Momente auch mit meiner Kamera festhalten. Dies gestaltete sich jedoch schwieriger als erwartet. Zum einen waren es die Lichtverhältnisse im Dschungel und zum anderen die Tatsache, dass mir sowohl die Brille als auch der Sucher der Kamera anliefen. Der Grund war natürlich die hohe Luftfeuchtigkeit und das Tragen der Maske. Manuelles Scharf stellen war damit unmöglich, und die Automatik fokussierte auf alle möglichen Äste und Blätter im Umfeld der Gorillas.

Der Anführer der Gruppe, ein junges Männchen, kam bedächtig auf uns zu. Deutlich war sein silbergefärbtes Fell auf seinem Rücken zu erkennen. Auf die Handknochen gestützt und den prägnanten Kopf in unsere Richtung gedreht, sondierte er die Lage. Er war sich offensichtlich seiner imposanten Erscheinung bewusst und benötigte daher keinerlei Imponiergehabe, um seine Position uns gegenüber klarzumachen. Wir sollten, wie man uns erklärt hatte, möglichst keinen Augenkontakt mit dem Silberberrücken aufnehmen, trotzdem zog er mit seiner gesamten Gestalt die Blicke auf sich. Wohin der Gorilla genau schaute, ließ sich nicht exakt ausmachen, da seine Augen



vollkommen im Schatten seiner wulstigen Augenbrauen verschwunden waren. Aber wir ahnten alle, dass er uns im Blick hatte. Nach kurzer Zeit war auch er ganz entspannt und schenkte uns dann keinerlei Beachtung mehr.

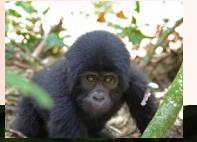


Später erfuhren wir von John, dass es sich bei dem Silberrücken um ein junges Männchen im Alter von ca. 15 Jahren handelte und er von den Rangern den Namen Kanywani erhalten hatte. Dementsprechend wurde auch diese Gruppe so benannt. Kanywani hatte sich von seiner ursprünglichen Gemeinschaft zusammen mit zwei Weibchen getrennt, um eine eigene neue Familie zu gründen. Im Laufe der Zeit kamen noch weitere Tiere aus anderen Gruppen dazu, sodass die Familie inzwischen sieben Mitglieder umfasste, darunter auch ein sehr lebhaftes und verspieltes Jungtier. Dieser kleine agile Gorilla war ein richtiger Lausbub und Draufgänger. Natürlich sorgten die nun anwesenden Touristen für Abwechslung im Alltag des Rabauken, und er wusste dies gerne zu nutzen. So rannte er bisweilen ungestüm auf einen der Menschen zu, ohne dass dieser auch nur im Ansatz die Chance hatte, den vorgegebenen Sicherheitsabstand einzuhalten. Über-

mütig schwang er sich an Ästen und Lianen in die Höhe, um sich dann die gesamte Situation von oben anzusehen und um neue Dummheiten auszuhecken. Wer so rumtobt, benötigt auch eine Pause, und diese verbrachte der kleine Gorilla in den Armen seiner Mutter. Als diese nach einiger Zeit den Ort wechselte, um weiter auf Nahrungssuche zu gehen, klammerte sich das Jungtier an eines ihrer Hinterbeine und ließ sich durch das Unterholz ziehen. Derweil konnten wir beobachten, wie die anderen erwachsenen Tiere kräftige Triebe ab- und aufbrachen, um an den nahrhaften Teil der Stauden zu gelangen. Die Leichtigkeit, mit der das geschah, machte uns bewusst, welche Muskelpakete dort am Werk waren.

Die Entspannung des Silberrückens mündete darin, dass er es sich ganz in der Nähe von Felix bequem hinlegte. Eine seiner Damen kam hinzu und begann mit seiner Haarpflege. Dieses Lausen und Kraulen verstärkte die sozialen Bindungen innerhalb der Gruppe, wobei dieses Verhalten bei Gorillas im Gegensatz zu anderen Affenarten viel seltener vorkommt. Genüsslich hielt der Pascha seine Rücken- und Popartie zur Pflege hin. Er streckte dabei ein Bein in die Höhe und fasste den dazugehörigen Fuß in einer Hand fest. Seine Körpersprache verriet, dass es ihm guttat, sein Gesichtsausdruck blieb jedoch weiterhin besonders streng. Das Gesicht des Silberrückens war von einigen früheren Auseinandersetzungen gezeichnet, so zeigte sein rechtes Auge eine graue Eintrübung, und eines seiner Nasenlöcher war ausgerissen, aber wohl schon lange verheilt.

Nach und nach verschwanden die Mitglieder der Familie durch ein für uns undurchdringbares Dickicht. Alle Versuche, den Tieren zu folgen, scheiterten an der dichten Vegetation oder anderen Hindernissen. Inzwischen war auch die Besuchszeit für uns abgelaufen, und für die nächsten 23 Stunden war die Gorillafamilie wieder für sich allein im fast undurchdringlichen Bwindi-Regenwald.



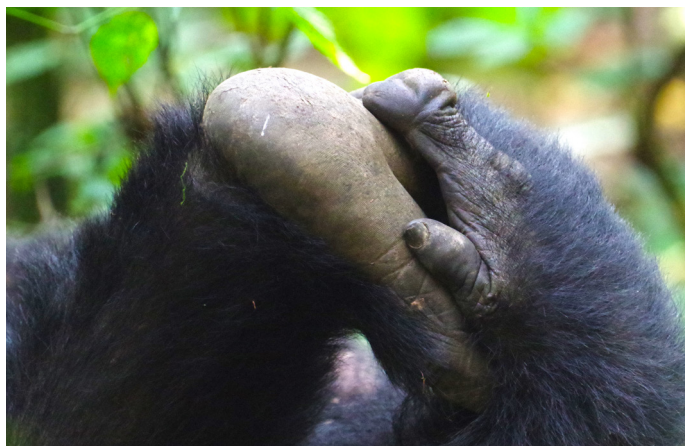


Wir machten uns auf den beschwerlichen Rückweg zu den Geländewagen. Der Pfad dorthin verlief eine lange Zeit bergauf bis an den Rand des Nationalparks. Als wir dort den Dschungel verließen, lag vor uns ein grüner Hügel, auf dem in einiger Entfernung zwei Kühe weideten. Ein Anblick, der mehr an das Allgäu erinnerte als daran, dass wir Minuten zuvor mitten zwischen Gorillas in einem tropischen Regenwald unterwegs waren. Das satte Grün stammte, wie sich beim näheren Betrachten herausstellte, von dicht gepflanzten und noch recht niedrigen Kaffeepflanzen, also einer intensiv bewirtschafteten

Plantage. Nach einigen hundert Metern verließen wir den Grenzpfad, um wieder in den Schatten der Urwaldbäume einzutauchen. Abermals galt es, den Bach mithilfe von einer Holzbrücke zu überqueren. Langsam wurde uns allen bewusst, dass nun dieses besondere Abenteuer zu Ende gehen würde, und so wurden einige Gruppenfotos mit dem Ranger und den Trägern gemacht. Dass Sam von uns gebucht wurde, aber im Falle eines Falles allen half und daher auch auf den Fotos erschien, spielte hier keine Rolle.



Etwas erschöpft erreichten wir die Straße, auf der die Fahrer mit den Geländewagen bereits warteten. Kaum waren wir aus dem dichten Wald herausgetreten, erschienen wie von Geisterhand gelenkt einige Jugendliche, die im Nu ihre Waren auf der staubigen Fahrbahn ausgebreitet hatten. Das Angebot umfasste geschnitzte Gorillas in allen Größen und Formen. Die kleinsten kosteten ab



fünf US-Dollar, die größten waren weitaus teurer. Aus der Entfernung sahen die Miniaturen aus wie aus Ebenholz geschnitzt, aber bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, dass es sich um tropisches Weichholz handelte, das mit Schuhcreme die schwarze Farbe angenommen hatte. Während wir nur kurz einen Blick auf die Exponate warfen, entschieden sich Kim und Felix für einen der Holzaffen.

Da Sam den Mitgliedern der französischen Familie besonders hilfreich war und den schon abgeschriebenen Sportschuh des Sohnes aus dem knietiefen Schlamm rettete und reinigte, gab ich den Franzosen den Tipp, unserem Träger ein angemessenes Trinkgeld zu geben. So erhielt Sam neben unserem ausgemachten Salär noch einige Dollar extra, worüber er sich sicherlich freute, er jetzt und später auch seine Familie. Zurück im Informationszentrum bekamen alle Teilnehmer ein offizielles Zertifikat, in dem bestätigt wurde, dass sie an einem Gorilla-Trail teilgenommen hatten. So verabschiedeten wir uns von Kim, Felix, den Franzosen und von John, unserem Ranger. Zu Fuß machten wir uns auf den Weg zur Lodge, nicht ohne vorher die verschiedenen Geschäfte entlang der Straße zu besuchen. Bereits im zweiten Shop trafen wir auf die französische Familie. Der Ehemann wartete geduldig am Wagen, während seine Ehefrau sich intensiv beraten ließ. Da es sich bei Heike und mir ähnlich darstellte, hatten wir Männer ausreichend Zeit, uns zu unterhalten. Bereits im Dschungel hatten wir erfahren, dass die Frau längere Ära im Rhein-Main-Gebiet gearbeitet hatte und daher ganz gut Deutsch verstand. Nun stellte sich heraus, dass auch der Mann als Chemiker in einem Industriebetrieb für Farben und Lacke in Baden-Württemberg beschäftigt war. Die Tochter, die genauso wie eine unserer Töchter Chemie studierte, beherrschte ganz gut die deutsche Sprache, was sie auf Französisch bestätigte. Sie scheute sich jedoch, mit mir Deutsch zu sprechen.



In den Geschäften gab es neben haufenweise T-Shirts aus wahrscheinlich chinesischer Produktion eine riesige Auswahl von historischen oder zumindest historisch aussehenden Holzmasken von den Vorfahren der Verkäufer, so deren Aussage. Der Höhepunkt der Ausstellung war jedoch ein Bett eines Pygmäenkönigs. In früheren Zeiten waren weite Bereiche zwischen West- und Ostafrika von diesen kleinwüchsigen Völkern bewohnt. Mit der Zuwanderung von Bantus vom Süden, Massai und anderen Volksgruppen vom Norden und Westen wurden die Pygmäen zunehmend verdrängt, sodass heute nur noch vereinzelte Gruppen zumeist in unwegsamen Gebieten leben. Ob die

Geschichte mit dem unverkäuflichen Königsbett einen wahren Hintergrund hat, ließ sich natürlich nicht klären. Trotzdem war es eine amüsante Anekdote, die wir dort zu hören bekamen. Mein Augenmerk lag jedoch vielmehr auf einem der Holzroller, die vor einem der Läden standen. Auf der Fahrt durch Uganda hatten wir bereits mehrfach Kinder und Jugendliche mit solchen selbst gebauten Tretrollern auf den Straßen gesehen, nun hatten wir die Möglichkeit, diese fast völlig aus Holz gefertigten Verkehrsmittel aus der Nähe zu begutachten. Tatsächlich waren sogar die Räder aus Holz geschnitzt und hatten ausschließlich auf der Lauffläche etwas Gummi von alten Fahrradreifen aufgezogen. Ebenfalls aus Reifengummi bestand die Bremse des Gefährts. Mit einem Fuß ließ sich dieser Gummilappen auf das Hinterrad drücken.

Zurück in unserer Unterkunft galt es, die Eindrücke des Tages zu verarbeiten, Fotos zu sichten und sich für das Dinner zurechtzumachen. Die überdachte Terrasse des Haupthauses lud zum Verweilen ein, und so nutzten wir die Zeit, bevor die Sonne unterging und das Essen gereicht wurde, um über das dort verfügbare WLAN Kontakt mit der Außenwelt aufzunehmen. Urlaubsgrüße in Richtung Europa und zu unserem Autovermieter und zu Nasser von Matoke-Tours, um ihnen mitzuteilen, dass der Lüfter der Klimaanlage seinen Geist aufgegeben hatte.

Zwischendurch kam eine junge Frau zu uns an den Tisch und fragte höflich, ob sie uns kurz stören dürfe. Sie stellte sich als Loy Twongyeirwe vor und überreichte uns eine entsprechende Visitenkarte. Als gute Bekannte des Lodge-Managers dürfe sie ihr Projekt vorstellen und um Unterstützung bitten, führte sie aus. In dem angesprochenen Projekt werden junge Mütter für ihr weiteres Leben gestärkt. Oft alleingelassen von den Vätern ihrer Kinder und verstoßen von den Familien, wären die Aussichten für die Teenage-Mothers und ihre Kinder nicht gerade



rosig. So böte das Projekt Unterkunft, Kinderbetreuung und diverse Schulungen für die jungen Frauen. Hierzu ist anzumerken, dass Uganda weltweit die höchste Quote an Jugendschwangerschaften hat. Jährlich werden nach offiziellen Zahlen über 350.000 Mädchen in diesem Land schwanger. Loy präsentierte uns eine Auswahl an handwerklichen Produkten, die im Rahmen der Ausbildung der jungen Frauen zu Schneiderinnen hergestellt wurden. So wechselte eine zusammenfaltbare Einkaufstasche aus Stoff den Besitzer. Nach dem Abendessen wurden wir



dann noch höflich gefragt, nachdem wir bereits bei unserer Ankunft am Vortag von einem der hiesigen Arbeiter auf den optischen Zustand unseres Toyotas hingewiesen wurden, ob eine Wagenreinigung gewünscht wäre. Wir stimmten dem zu, übergaben den Fahrzeugschlüssel und waren auf das Ergebnis und den Preis gespannt.

Queen Elizabeth Nationalpark

Das Tal vor unserer Hütte war dicht in Nebel gehüllt, als wir aufwachten. Von der gegenüberliegenden Seite ertönten Rufe, die unserer Annahme nach wohl von Affen stammten. Es hieß wieder, die Koffer zu packen und sich nach dem Frühstück für die Weiterfahrt fertigzumachen. Alfred erwartete uns bereits. Da die Spiegeleier noch etwas Zeit benötigten, ließ ich mir den Autoschlüssel geben und brachte schon etwas Gepäck zum Parkplatz. Unser Mietwagen war kaum noch wiederzuerkennen. Sowohl von außen als auch im Innenraum war kein Staub oder Sand mehr zu finden. Die geforderten zehn Dollar waren diese mühevollen Arbeit ohne Frage wert.

Unser heutiges Ziel war der Queen Elizabeth Nationalpark ganz im Westen Ugandas. Zurück ging es erst einmal über die Strecke, die wir bereits zur Genüge befahren hatten. Auf der Hinfahrt im Dunkeln hatte ich noch die Zufahrt zur Pangolin-Aufzuchtstation gesehen, aber jetzt, da es hell war, konnten wir sie nicht finden. Auf eine intensi-



vere Suche verzichteten wir, da wir nicht wieder zu später Stunde über Ugandas Straßen fahren wollten und nicht sicher waren, ob unser Zeitbudget ausreichen würde. Trotz dieser Bedenken genossen wir unterwegs die Landschaft, die sich in dieser Region sehr abwechslungsreich darstellte. Im Tal des Ishasha-Flusses, den wir überqueren mussten, bearbeiteten Bauern ihre Felder. Hier in den Bergen gab es offensichtlich das ganze Jahr über ausreichend Niederschlag, sodass die Vegetation selbst in der hiesigen Trockenzeit in leuchtendem Grün erstrahlte. An den Berghängen säumten Tee- und Kaffeeplantagen die Straße. Der Fluss Ishasha bildete über weite Strecken die Grenze zur Demokratischen Republik Kongo und gab der Region um die gleichnamige Stadt ihren Namen.

In Kanyantorogo erreichten wir wieder die asphaltierte Autobahn, die wir zwei Tage zuvor mehrmals in beide Richtungen befahren hatten. Nun ging es ganz entspannt nach Kihhi und weiter bis zu dem Kreisverkehr, an dem wir bereits zweimal unsere Fahrtrichtung ändern mussten. Diesmal war die Streckenführung klar. Geradeaus über den Kreisel auf die unbefestigte Straße in Richtung des Queen-Elizabeth-Nationalparks. Aufgrund der in unserer Straßenkarte deutlich breiter eingezeichneten Fernstraße vom Grenzübergang bei Ishasha nach Fort Portal hofften wir, dass auch dort eine asphaltierte Strecke auf uns wartete. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Diese überregional wichtige Straße unterschied sich in keiner Weise von der Nebenstrecke, die wir gerade befahren hatten. Tiefe Spurrillen und wie gewohnt mächtige Schlaglöcher erforderten volle Konzentration beim Lenken des nicht wirklich agilen und wendigen Land Cruisers. Zu unserer Verwunderung waren Arbeiter mit Macheten dabei, den Straßenrand zu pflegen, aber offensichtlich hatte sich schon länger niemand mehr um die Fahrbahnschäden gekümmert. Ab hier gab es keine Berge, keine grünen Plantagen, son-

dern nur noch trockenes, strohfarbiges Gras der Savanne, durchsetzt mit vereinzelt Akazien, dem markantesten Baum Afrikas. Natürlich hielten wir auch Ausschau nach Wildtieren. Häufig sahen wir hier Paviane und Meerkatzen am Straßenrand. Aber auch einen ausgewachsenen Elefanten konnten wir in der Ferne ausmachen.

Dichte Rauchwolken, die nicht weit von unserer Route in den Himmel stiegen, zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Von einer leichten Anhöhe aus hielten wir an und versuchten, die Ursache der Rauchentwicklung zu erkennen. Schon beim Aussteigen hörten wir das knisternde Geräusch brennenden Holzes und Stroh. Vor uns standen weite Bereiche der trockenen Savanne in Flammen. Die Feuerfront bewegte sich glücklicherweise nur sehr langsam auf unsere Straße zu, sodass wir beruhigt unsere Fahrt fortsetzen konnten.





Die Region des Queen-Elizabeth-Nationalparks, den wir heute besuchen wollten, ist als Ishasha-Sektor bekannt und berühmt für seine Löwen, die auf Bäume klettern. Die Einfahrt in das Schutzgebiet erfolgte über das Katookye Gate. Dort erwartete uns der Ranger Bernhard, der wie üblich 20 US-Dollar kassierte. Er war ebenfalls mit einer Kalaschnikow AK47 III bewaffnet, diesmal sogar mit ausklappbarem Bajonett. Die unmittelbare Nähe zur kongolesischen Grenze schien diese Bewaffnung notwendig zu machen. Einige Wochen zuvor, Mitte Juni, war eine islamistische Terrorgruppe nicht weit von hier aus dem Kongo nach Uganda eingedrungen und hatte 41 Menschen ermordet, die meisten von ihnen waren Schüler einer christlichen Schule.

Mit Bernhard auf dem Beifahrersitz begann sofort die Safari. Schon bald trafen wir auf eine Gruppe von Antilopen, die vom Körperbau den Impalas ähnelten. Unser Ranger erklärte uns jedoch, dass es sich um Uganda-Kobs handelte, weitverbreitete Grasantilopen, die eng mit den im Okavango-Delta beheimateten Letschwe verwandt

sind. Die Topis, eine andere Spezies der Leierantilopen, kamen deutlich größer daher. Diese Art lebt fast ausschließlich in Schutzgebieten und ist akut vom Aussterben bedroht. Dies ist auf die ausufernden Trockenzeiten aufgrund des Klimawandels zurückzuführen, die dieser Tierart zunehmend die Lebensgrundlage entziehen. Da inzwischen die Sonne vom blauen Himmel schien, konnten wir wunderbare Fotos von den Savanntentieren machen.

Wir steuerten nun einen Aussichtspunkt an, von dem aus wir einen herrlichen Blick auf die tiefe Schlucht des wasserführenden Flusses Ntungwe hatten. Im gesamten Tal, das vor uns lag, gab es üppige Vegetation. Palmen, Bäume und Büsche säumten den Flusslauf, und Wassergräser gediehen in der Fläche. Wie bereits beschrieben, war der Bewuchs auf der höher gelegenen Ebene, auf der wir uns befanden, verdorrt. Weit unter uns hatten sich große Büffelherden versammelt. Ein Teil der schwarzen Kolosse wälzte sich wohligh im Schlamm. Die Anwesenheit der Büffel störte die Kobs und Topis, die sich ebenfalls auf den Weg zur Wasserstelle gemacht hatten, überhaupt nicht.

Natürlich waren wir gespannt auf die kletternden Löwen, die in Werbeprospekten und Reiseführern für die Region angepriesen wurden. Also fuhren wir um jeden Baum herum, der in der Nähe der Piste stand, und suchten alle Äste ab. Leider blieben unsere Bemühungen erfolglos. Weder in den Bäumen noch im hohen Gras konnten wir Raubtiere entdecken. Für eine Pause hatte Bernhard uns zu einem Platz direkt am Steilufer des Ishashas geführt. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses befand sich bereits der Kongo. Trotz der angespannten militärischen Lage waren keine technischen Grenzsicherungsanlagen zu sehen. Bernhard scherzte, dass sie ganz auf ihre tierischen Mitarbeiter setzen und deutete auf einige Krokodile, die sich am Ufer sonnten, und auf die Nilpferde, die sich im Wasser abkühlten.



Deutlich war zu erkennen, dass der Fluss sein mäandern- des Bett mit jeder Regenzeit verschob und somit auch den natürlichen Verlauf der Grenze änderte. Was das völker- rechtlich bedeutete, war uns und unserem Ranger unklar. Flussaufwärts auf einer Sandbank stand eine Nilpferdmutter mit ihrem Neugeborenen. Da die ersten Lebenstage



für die normalerweise furchtlosen Tiere im Wasser bei Anwesenheit von Krokodilen nicht gerade ungefährlich sind, ertrug das Muttertier die erbarmungslos brennende Sonne, während ihr Nachwuchs sich in ihrem Schatten aufhielt.

Den Ishasha-Sektor verließen wir durch das südliche Tor. Direkt daneben befand sich eine Militärstation mit Unterkünften für die Grenztruppen. Nun setzten wir Bernhard wieder am Ausgangspunkt der Safari ab und ließen uns den Weg zu unserer Lodge kurz beschreiben. Er versicherte uns, dass wir bald dort ankommen würden und dass es nur noch etwa 15 Kilometer dauern würde, bis sich die Straßenverhältnisse verbesserten und wir schneller fahren könnten. So fuhren wir erwartungsvoll weiter und



behielten den Kilometerstand im Auge. Doch es vergingen 15, 20, 30 Kilometer, ohne dass sich die Straßenverhältnisse verbesserten. Tatsächlich waren wir noch über 50 Kilometer auf holprigen Straßen unterwegs. Schließlich erreichten wir ein kurzes Stück der Strecke, auf denen wir auf Asphalt fahren konnten. Direkt vor dem Kazinga-Kanal, der natürlichen Verbindung zwischen dem Lake George und dem Lake Edward, mussten wir die kurzzeitig lieb gewonnene Straße verlassen und wieder auf eine staubige Piste abbiegen, die uns zur Bush Lodge führte.



Die Lodge, die wir nun erreichten, bestand aus zwölf eigenständigen Zelten, die jeweils auf erhöhten Holzplattformen gebaut und aus einer Kombination von Leinwand und lokalen Materialien gefertigt waren. Vor den Zelten lud eine Terrasse zum Verweilen ein. Riesige Fenster ermöglichten eine wunderbare Aussicht vom Sessel oder dem Bett aus. Besonders luxuriös war der Sanitärbereich mit einer doppelt ausgeführten Außendusche.

Vom Parkplatz aus begaben wir uns zu einem zentralen Platz, in dessen Mitte eine Feuerstelle angelegt war. Dort wurden wir vom Servicepersonal empfangen und in die Loggia des Verwaltungsgebäudes gebeten. Wie gewohnt wurden frische Säfte und feuchte, kühlende Tücher gereicht. Nach den üblichen Formalitäten und Informationen wurden unsere Koffer zu unserem Zelt gebracht, während sich zahlreiche Grüne Meerkatzen im Camp auf die Suche nach Essbarem machten. Aus diesem Grund war es wichtig, das Zelt stets gut zu verschließen. Neben dieser



Warnung wurde uns dringend geraten, uns bei Dunkelheit nur in Begleitung des Servicepersonals auf dem Gelände zu bewegen.

Dank der verfügbaren Internetverbindung hatten wir die Möglichkeit, die Autovermietung über WhatsApp zu kontaktieren. Die Kommunikation ergab, dass die Reparatur der Klimaanlage und des Fahrersitzes hier in der Lodge durchgeführt werden sollte. Wir waren gespannt, ob das reibungslos klappen würde.

Direkt vor den Wohnzelten erstreckte sich ein Ausläufer des Kazinga-Kanals. Von dort drang das Plätschern der Nilpferde, die auf- und abtauchten, und ihr Grunzen zu uns. Da wir wussten, dass diese schweren Tiere nachts das Wasser verlassen, um in der Umgebung zu grasen, wurde uns klar, warum wir uns nach Einbruch der Dunkelheit nicht allein im Camp bewegen sollten.

Das Abendessen wurde an schön dekorierten Tischen im Freien serviert, begleitet von einem knisternden Lagerfeuer. Während wir auf die Vorspeise warteten, erschien ein Mitarbeiter und bat mich zu unserem Wagen, denn der Mechaniker von Roadtrip war angekommen. Tatsächlich erwartete mich ein Techniker im Blaumann am Ausgang zum Parkplatz. Ich erklärte ihm das Problem, verwies darauf, dass das unangenehme Geräusch aus dem Lüftungsschacht im Fußraum des Beifahrersitzes kam. Trotzdem wollte er unbedingt den Kompressor der Klimaanlage im Motorraum zerlegen. Es kostete mich einige Überzeugungskraft, ihn davon abzuhalten, und schließlich stimmte er zu, den Lüfter auszubauen. Er versprach, am nächsten Tag ein passendes Ersatzteil zu besorgen, einzubauen und sich außerdem um die Rückenlehne des Fahrersitzes zu kümmern. Dann verabschiedete er sich zusammen mit seinem neugierigen fünfjährigen Sohn, der die ganze Zeit interessiert seinem Vater zugeschaut hatte.



Zwischenzeitlich war das Camp komplett in Dunkelheit gehüllt. Das Lagerfeuer war fast niedergebrannt, und nur noch einige Rauchschwaden waberten über die Fläche und störten etwas. Nachdem ich meine von Motoröl und Staub verdreckten Hände gewaschen hatte, genossen wir endlich das leckere Abendessen. Abseits von beleuchteten Straßen und anderer künstlicher Lichtquellen waren es nur die kleinen Tischleuchten, die etwas Licht ausstrahlten. Am klaren Himmel zeigten sich daher die Sterne



heller und deutlicher, als man es in Deutschland gewohnt war. Im Schein einer Taschenlampe führte uns dann eine junge Frau zu unserem Zelt. Wir genossen einen weiteren Moment auf der Terrasse die romantische Stimmung in der afrikanischen Nacht.

Geschützt unter einem Moskitonetz vor den heimtückischen Anopheles-Mücken schliefen wir, bis wir durch laute, schnaufende und grunzende Geräusche geweckt

wurden. Es waren eindeutig Nilpferde, die direkt vor unserem Zelt durch das Camp stapften.

Frühstück gab es wieder einmal recht früh um halb sieben. Bis dahin sollten sich die Hippos in ihr kühlendes Nass zurückgezogen haben. Trotzdem schauten wir mit einer gewissen Vorsicht aus dem Zelt. Nur die allgegenwärtigen Blauen Meerkatzen waren bereits wieder auf der Suche nach Essbarem.

Am Gate zum nordöstlichen Teil des Queen-Elizabeth-Nationalparks standen, als wir dort ankamen, schon einige Geländewagen. Nach einiger Diskussion mit Judith, der Chefin der Ranger, akzeptieren wir, dass da es nicht genügend offizielle Ranger an diesem Morgen gab und wir uns mit einem Guide aus dem Dorf zufriedengeben mussten. Kurz darauf erschien ein junger Mann auf einem Motorrad und wurde uns zugewiesen. So starteten wir diesmal unbewaffnet und mit weniger Sachkenntnis an Bord zur Safari.

Vor uns lag eine weite Savanne, durchzogen von einigen Pisten, auf denen wir uns nun bewegten. An Gabelungen gab er uns Anweisungen, welche Richtung wir einschlagen sollten. Dazwischen war er zumeist mit seinem Mobiltelefon beschäftigt. Ob diese Kommunikationen dazu dienten, Informationen zur aktuellen Tierwelt zu erhalten oder rein privater Natur waren, ließ sich nicht ermitteln. So waren wir eines der zahlreichen Fahrzeuge, die dieses Gebiet durchkreuzten. Während es fast ausschließlich weiße Toyotas von hiesigen Reiseveranstaltern oder Autovermietungen waren, stach ein Porsche Cayenne deutlich aus dieser ansonsten homogenen Masse heraus. In diesem Wagen saßen drei junge Araber aus gutem Hause mit ihrem einheimischen Fahrer. Aber auch ihr Wohlstand vermochte nicht die Natur dazu zu bewegen, attraktive Motive zu liefern. Ab und zu trafen wir auf schläfrige Büffel, an Land oder im Matsch liegend.

Es stellte sich dann heraus, dass wohl alle Guides versuchten, den Touristen Löwen zu präsentieren, und so kamen wir auch irgendwann an einen Punkt, an dem sich bereits einige Wagen eingefunden hatten. Unser wenig motivierte Guide erklärte uns, dass es hier zwei Löwen zu sehen gäbe. Das Ergebnis war mehr als enttäuschend; in großer Entfernung konnte man mithilfe eines Fernglases eine Löwendame eher erahnen als sehen. Zu unserer Überraschung gab es zwei Geländewagen, die sich abseits der Piste den Raubtieren näherten. Auf Rückfrage erhielten wir die Auskunft, dass diese eine besondere Erlaubnis dazu erworben hatten. Wer da für welches Permit wie bezahlt werden musste, konnten wir jedoch nicht klären.

Zum Abschluss der Morgensafari führte uns unser Guide zum Bunyampaka-See. Von einem Aussichtspunkt, an dem sich einige Händler mehr oder weniger improvisierte Läden aufgebaut hatten, konnten wir die zur Salzgewinnung angelegten Strukturen im See gut sehen. Das Gewässer selbst entstammte wohl vulkanischen Aktivitäten. Ohne Abfluss verdunstete das Wasser, welches sich dort ansammelte. In den Curioshops wurden reichlich Textilien und natürlich auch das hier gewonnene Salz angeboten. Da wir weder Trikots der ugandischen Fußballnationalmannschaft noch Salz benötigten, genossen wir ausschließlich die Aussicht. Ein Fahrer von Makote-Tours, also der Organisation, über die auch unsere Buchungen liefen, hatte weder Muse noch Zeit, den Ausblick oder wie die anderen Fahrer ein kühles Getränk zu genießen. Er hatte reichlich Mühe, an seinem Toyota ein Rad zu wechseln. Besonders der tiefe, sandige Boden bescherte ihm Probleme, den Wagen mit dem dafür vorgesehenen Werkzeug ausreichend anzuheben.

Eine Überraschung der besonderen Art erlebten wir dann bei der Ausfahrt aus dem Park. Unser netter, aber wenig hilfreicher Guide forderte von uns seinen Lohn in Höhe

von zwanzig Dollar. Das hingegen war für uns nicht nachvollziehbar, da wir ja bereits bei der Buchung der Reise diesen Betrag gezahlt hatten und auch über eine passende Quittung verfügten. Da Judith nicht vor Ort war, vereinbarten wir, dass wir uns zur Klärung des Sachverhalts an der Shell-Tankstelle im nächsten Dorf treffen würden. Das traf sich gut, denn genau dort sollte ja inzwischen unser neuer Lüfter für die Klimaanlage eingetroffen sein. Als wir ankamen, wartete Judith bereits, und der Guide erschien fast zeitgleich mit seinem Motorrad. Es folgte eine ausführliche Erklärung durch die kräftige Rangerin. Danach hatten wir zwar für einen Ranger bezahlt, den es leider an diesem Morgen nicht gab. Pech gehabt. Sie hatte uns gefragt, ob wir mit einem regionalen Guide zufrieden



wären, dem wir auch zustimmten. Dass dieser gesondert zu bezahlen wäre, das hatte dabei leider keine Erwähnung gefunden. So zahlten wir zähneknirschend den geforderten Betrag. Judith erwähnte in diesem Zusammenhang, dass wir unser Glück ja am folgenden Tag versuchen könnten, da gäbe es womöglich wieder Ranger. Aufgrund der nicht besonders attraktiven Rundfahrt durch diesen Teil des Nationalparks verzichteten wir gerne, fragten jedoch nach einer Wanderung durch die Kayambura-Schlucht. Im



Internet hatten wir vor Beginn der Reise gelesen, dass die Schlucht zurzeit für Touristen nicht zugänglich sei. Judith bot uns gerne ihre Dienste an, die gezahlten zwanzig Dollar wären dabei allerdings nicht zu verrechnen. Sie gab uns noch ihre Telefonnummer, denn sie könne das sicher für uns organisieren. Zu welchem Preis, fragten wir nach den Erfahrungen dieses Morgens erst gar nicht.

Zwischenzeitlich war auch der Monteur an unserem Wagen erschienen. Einen neuen Lüfter hatte er zwar nicht, aber er hätte das alte Teil repariert, teilte er uns mit. Tatsächlich war von dem Lüfter, wenn er nun eingeschaltet wurde, nur ein leises Surren zu vernehmen, und auch den Sitz hatte er mittels eines passenden Drahtes fixiert.

Am Rande der Shellstation machten wir unsere Mittagspause und schauten dabei den Nachbarskindern beim Fußballspielen zu. Der Ball, wenn man das Gebilde aus zusammengewickelten Lappen und Folienresten überhaupt so nennen konnte, drohte mit jedem Schuss seine Form zu verlieren. Trotzdem spielten die Kinder unbeschwert und machten einen durchaus glücklichen Eindruck. Hier kam die Überlegung auf, einige Bälle irgendwo zu erwerben und diese bei Gelegenheit zu verschenken.



Nebenan, direkt an der Fernstraße, wurden an einigen Ständen Fische auf Rosten über Holzkohlefeuer gegrillt. So ordentlich in Reih und Glied drapiert und sorgfältig eingeschnitten leuchteten ihre silbernen Schuppen ein letztes Mal in der Äquatorsonne.

Für den Nachmittag stand eine Bootsfahrt auf dem Kazinga-Kanal auf dem Programm. Noch war es viel zu früh, um zur Anlegestelle zu fahren, aber wir konnten die in den Reiseunterlagen angegebene Zeit in unterschiedlicher Weise interpretieren. Handelte es sich um die Abfahrtszeit oder um den Zeitpunkt, zu dem man vor Ort sein sollte? Auch Nachfragen in der Lodge ergaben dazu kein einheitliches Bild, zudem dort daneben noch der Abfahrtsplatz infrage gestellt wurde. So machten wir uns langsam auf den Weg. Sicher gab es bis dorthin auch noch einiges zu entdecken.



Das erste Tier, das uns nun begegnete, war ein ausgewachsenes Nilpferd, welches sich in einem sehr, sehr engen Graben bequem gemacht hatte. Womöglich hatte es keine Lust, jeden Abend den beschwerlichen Weg aus dem Tal hinauf zu den saftigen Weidegründe zu machen. Warzenschweine kreuzten in gewohnter Weise mit erhobenem Schwanz und im Gänsemarsch die Piste, und Anubis-Paviane lungerten um und auf einem Baobab-Baum herum.

Eigentlich handelte es sich nur um eine Straße, die zu einer luxuriösen Lodge und eben der Schiffsanlegestelle führte. Auf unseren Karten waren jedoch diverse Loops eingezeichnet. Gepaart aus zu viel Zeit und Übermut kam der Gedanke auf, einer dieser Schleifen einmal zu folgen. Gedacht, getan. Bereits nach wenigen Metern wurde uns bewusst, dass wohl seit langem niemand mehr auf diese Idee gekommen war. Die Piste war eine Katastrophe und der Zustand der Strecke barg einige besondere fahrerische Herausforderungen. Dornenbüsche hatten den Weg teilweise komplett zugewuchert, sodass der Toyota danach völlig verkratzt war. Die Tatsache, dass sich während dieser Tour kein Dorn in einen der Reifen gebohrt hatte, war eine positive Überraschung. So waren wir durchaus erleichtert, als wir wieder die vorgesehene Strecke erreicht hatten.



Gerade um die Mittagszeit hätten wir gewünscht, dass die Klimaanlage uns mit gekühlter Luft versorgen würde. Trotz aller Bemühungen, in diesen Genuss zu kommen, aller möglichen Stellungen der diversen Hebel und Schalter, ließ sich der Lüftungsanlage nur ein nicht erwähnenswerter Luftzug entlocken. So beschlossen wir, am nächsten Morgen auf dem Weg zur nächsten Lodge nochmals an der Shellstation Halt zu machen.

Die restliche Wartezeit bis zum Start der Flusssafari verbrachten wir auf einer Anhöhe direkt vor dem Tor zur Mweya-Lodge. Diese Unterkunft lag auf einer Halbinsel, die nur über einen schmalen Grat mit dem Umland verbunden war. Auf eben diesem Hals hatten wir eine tolle Aussicht in beide Richtungen. In der Ferne waren einige Elefantenherden dabei zu baden, und unzählige Nilpferde lagen in dem Gewässer. Die Vorfriede auf die Bootsfahrt stieg bei diesem Anblick.

Neben dem Schiffsteg, an dem bereits unser zweistöckiges Boot angelegt hatte, waren einige junge Männer dabei, an und in einem Brunnen zu arbeiten. Mittels eines Seils an einer Holzkurbel wurde der bestimmt 20 Liter fassende Eimer nach oben befördert. Dass dies sehr kraftaufwendig war, sah man den Arbeitern deutlich an. Eimerweise kam schlammiges Wasser nach oben und wurde dort ausgeleert. Ziel war es, so konnte ich es erfahren, den Brunnen wieder schlammfrei zu bekommen, damit die elektrisch betriebene Tauchpumpe nicht ständig verstopfte. Unbeeindruckt von den Arbeiten und den ankommenden Touristen kreuzte ein Defassa-Wasserbock die Szenerie.

Wir entschieden uns für einen guten Platz auf der unteren Ebene des Bootes. Damit hatten wir eine bessere Position für schöne Bilder von den zu erwartenden Tieren auf Augenhöhe. Alle anderen Touristen begaben sich auf das obere Deck, sodass wir uns unten breitmachen konn-



ten. Nach dem Ablegen ging es direkt zum gegenüberliegenden Ufer. Dort hatte sich gerade eine Elefantenherde daran gemacht, nach einem ausgiebigen Bad den Kanal zu verlassen. Eine Herde Büffel ließ sich davon nicht beeindrucken und blieb im Wasser zurück. Nun folgte das Boot dem Ufer in Richtung des Lake Eduard. Das Aufkommen von Elefanten und Nilpferden war atemberaubend. Vorsichtig steuerte der Kapitän an die Stellen, an denen sich die Dickhäuter am Wasser labten oder badeten. Sowohl mit den Kameras als auch mit den iPhones konnten wir hier wunderbare Bilder machen. Das vorsichtige Annähern fand nicht jeder der Elefanten gelassen hin, so drohte



einer der Kolosse mit ausgebreiteten Ohren und angehobenen Schädel die Stoßzähne in unsere Richtung gedreht und laut trötend dem Boot. Eindrucksvoll für alle an Bord.

Beeindruckend waren die am Ufer liegenden und sich sonnenden Reptilien. Vorwiegend waren es natürlich fette Nilkrokodile, aber auch zwei gut getarnte Nilwarane konnten wir antreffen. Eher unansehnlich ein Büffelkadaver, der ans Ufer geschwemmt wurde. Aber wo ein Leben endet, entsteht auch Neues, so behütete eine Flussbie-

gung weiter eine Nilpferdmutter ihr Neugeborenes. Ganz dicht dran konnten wir dieses junge Familienglück miterleben.

Auch die Avifauna hatte einige Spezies aufzubieten. Zahlreiche Wasservögel wurden von den Gewässern der Region angezogen. Pelikane, Nimmersatte und Marabus standen freundschaftlich nebeneinander. Scheinbar war es keine Essenszeit, denn da hört ganz sicher schnell die Freundschaft auf. Auch Ibis, Kormorane und ein einzelner Hammerkopf konnten wir beobachten. In der







Luft machten Kingfischer und Karminspinte akrobatische Flugmanöver, tauchten nach Fischen oder fingen Insekten um diese dann gekonnt zu ihren Höhlen, die sie in den Steilufern angelegt hatten, zu bringen. Wir konnten nur ahnen, dass im Inneren der hungrige Nachwuchs auf ein Mahl wartete.

Im gesamten Nationalpark gibt es eigentlich keine Dörfer, eine der Ausnahme bildete ein Fischerdorf, an dem wir nun vorbeikamen. Zahlreiche bunt bemalte Fischerboote lagen am hier flachen Strand. Die Fischer waren geschäftig dabei ihre Netze für die nächtliche Ausfahrt vorzubereiten. So näherten wir uns langsam dem Wendepunkt unserer Bootssafari. Noch einmal trafen wir auf eine Gruppe von Elefanten. Einige Bullen, die sich, da sie keine Braut bisher gefunden hatten, zu einer Bachelor-Gruppe zusammengetan hatten. Natürlich würden diese Junggesellen gerne eine Familie gründen, dazu müssten sie sich jedoch gegen andere Bullen durchsetzen. Verständlich, dass es in solchen Gruppen zu aggressiven Verhaltensweisen kommt. So auch, als wir uns mit dem Boot näherten. Zwei der Bullen fochten einen Kampf aus, gefährlich aussehend, aber in Endeffekt nur Training für einen späteren Ernstfall.

Nach der Wende fuhren wir in Richtung der nun langsam untergehenden Sonne. Zwei Fischadler begleiteten uns eine ganze Weile, flogen von Baum zu Baum stets einige Meter voraus. An der Bootsanlegestelle angekommen, waren die Jungs noch immer dabei ihr Brunnenloch zu bearbeiten. Ein perfekter Nachmittag ging nun zu Ende und ein perfektes Dinner wartete auf uns in der Lodge.



Kyambura-Schlucht

Am Vorabend hatten wir uns in der Lodge nach unserer Wanderung durch die Kyambura-Schlucht erkundigt und alle notwendigen Informationen erhalten. So fuhren wir am nächsten Morgen mit gepackten Koffern zur Rangerstation am Haupttor des Nationalparks. Dort konnten wir die Tour durch die Schlucht ganz unkompliziert buchen. Weitere zehn Kilometer weiter erreichten wir dann die



Station, von der aus unsere Wanderung beginnen sollte. Bis dahin gab es von einer Schlucht keine Spur. Soweit das Auge reichte, sahen wir nur die ebene Savanne mit vertrocknetem Gras. Vom Parkplatz aus führten ein angelegter Fußweg und schließlich eine Treppe zu einem Aussichtspunkt mit Geländer. Bereits auf dem Weg dorthin öffnete sich der Blick über ein üppig bewachsenes Tal, als hätte die Erde hier scharf eingeschnitten. Vom Aussichtspunkt aus konnte man diese geologische Besonderheit noch besser erkennen. Die Schlucht erstreckte sich über viele Kilometer bis zum Horizont. Innerhalb dieses rund 100 Meter tiefen und bis zu 500 Meter breiten Einschnitts



hatte sich aufgrund der besonderen klimatischen Bedingungen über Jahrtausende eine subtropische Vegetation entwickelt. So entstand entlang des Kyambura-Flusses ein einzigartiger Urwald für diese Region. Unsere Wanderung sollte uns in die Schlucht führen, um dort Schimpansen zu beobachten.

Mit unserer Quittung gingen wir zu dem Gebäude, in dem bereits Ranger und andere Touristen versammelt waren. Ein Pick-up, den wir auf der Hinfahrt überholt hatten und der mit zahlreichen Schülern auf seiner Ladefläche beladen war, war mittlerweile auch angekommen. Glücklicherweise wurden die Besucher in drei Gruppen aufgeteilt. Die Schulklasse bildete eine davon, was uns die Sache erleichterte. Eine weitere bestand aus älteren Engländern, und schließlich blieben wir, eine vierköpfige Familie und noch ein Paar übrig. Während der Mann und die Jungs der Familie kurze Hosen trugen, hatten sich die beiden anderen Personen gemäß aller in Reiseführern beschriebenen Regeln eingekleidet. Insbesondere hatten



sie dafür gesorgt, dass ihre Hosenbeine in den Socken steckten. Diese unterschiedliche Kleidung führte zu einer Diskussion mit unserem Ranger. Wir vermuteten, dass Emanuel nun erklären würde, welche Gefahren beim Tragen von kurzen Hosen bestünden, aber er sagte ganz gelassen, dass beides in Ordnung sei. Nicht in okay wäre es, lange Hosen zu tragen und sie nicht in die Socken zu stecken, und er sah mich dabei streng an. Das Problem seien die giftigen Ameisen, die gerne in die Hosenbeine klettern würden und dann schwer wieder herauszubekommen seien. Bei kurzen Hosen könne das kaum passieren. Sofort hatte auch ich meine Hosenbeine ordnungsgemäß verstaut.

Da wir ohne Fahrer unterwegs waren und noch Platz im Wagen hatten, nahmen wir den Ranger Emanuel und den Spurenleser Sempa mit. Bevor wir jedoch starten konnten, verteilte Sempa sorgfältig an jeden Touristen einen von ihm selbst geschnitzten Wanderstock. Die Stabilität dieser Stöcke ließ aufgrund ihrer geringen Dicke einige Zweifel aufkommen. Etwa einen Kilometer entlang der schroffen Abbruchkante führte der schmale Weg zu einem Punkt, an dem wir unsere Wagen mehr oder weniger in der Vegetation abstellen mussten. Von hier aus ging es dann einen steilen Pfad hinab in die Schlucht. Schon nach wenigen Metern bemerkte man die Veränderung des Klimas. Die Luft war angenehm kühl und frisch.



Sempa versuchte nun anhand von Spuren und Geräuschen die Richtung zu finden, in der sich die Schimpansen bewegten. So folgten wir ihm im Gänsemarsch immer tiefer in die Schlucht und den hier wachsenden Urwald. Es war nicht überraschend, dass wir bald am Kyambura-Fluss ankamen. Die Geräusche, die wir von dort hörten, waren inzwischen gut vertraut. Über eine stabile Hängebrücke erreichten wir das gegenüberliegende Ufer und konnten während der Überquerung die zahlreichen Nilpferde im Wasser beobachten. Ihr weit hörbares Grunzen mischte sich allmählich mit dem Geschnatter der Schüler, die ebenfalls am Fluss angekommen waren. Sempa entschied sich, unabhängig von den Spuren, eine entgegengesetzte Richtung zur Schulklasse einzuschlagen, was wir verstanden.



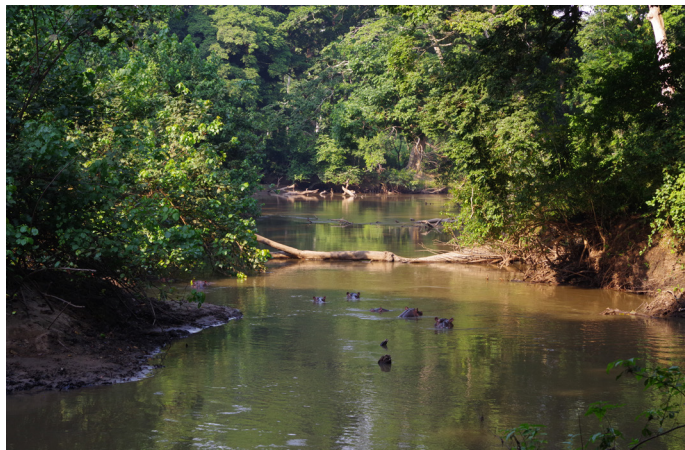
Gelegentlich fand unser Spurenleser Reste von angeknabberten Früchten, die er den Mahlzeiten der Affen zuordnete. Auch entdeckten wir Marula-Früchte, eine Leibespeise von Elefanten und der Grundstoff für den berühmten Amarula-Likör. Dass es hier in diesem dichten Urwald Elefanten gäbe, war bekannt, aber es schien uns ziemlich unwahrscheinlich, auf diese Dickhäuter zu stoßen. Umso überraschter waren wir, als zwei Waldele-

fantan auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses auftauchten. Beide trollten sich sofort davon, aber das Männchen kehrte rasch zurück. Das aus seinen Schläfen drückende Sekret zeigte, dass er in der Musth-Phase war. In diesem hormonell bedingten Zustand sind die Bullen besonders aggressiv und angriffslustig. So stürmte der hormonell aufgeladene Elefant mit Drohgebärden auf uns zu. Dazwischen lag ja noch der Fluss. Während Emanuel uns drängte, zurückzuweichen und überraschenderweise seine Kalaschnikow lud, blieb Sempa mit seiner Machete am Ufer gelassen. Der Bulle war alles andere als gelassen und bedrohte uns eine ganze Weile, bevor er sich schließlich zurückzog. Der hohe Hormonspiegel führte nicht nur zu gesteigerter Aggressivität, sondern daneben zu einem verstärkten Interesse an der Suche nach einer Partnerin.





Letztendlich war es eine aufregende und spannende Wanderung, auch wenn wir keine Schimpansen gesehen hatten. Als Abschluss erwartete uns noch ein gigantisches Spinnennetz. Gewebt von Hunderten kleiner Spinnen erstreckte es sich über etwa 50 Quadratmetern. Das machte schon einen etwas unheimlichen Eindruck. Um zu den Fahrzeugen zurückzukehren, mussten wir den steilen Pfad hinaufklettern. Dies war in Etappen durchaus anstrengend und kraftraubend. Auf den letzten Metern, bereits auf der Fahrstraße, hatten wir Zeit, uns mit den anderen Touristen auszutauschen. Die Mitglieder der Familie konnten unsere Odyssee zum Bwindi-Nationalpark gut nachvollziehen, da sie ähnliche Probleme hatten. Der Stresspegel schien jedoch so hoch zu sein, dass die



Frau bereits drohte, den Geländewagen zu verlassen, um anderweitig ans Ziel zu gelangen. Glücklicherweise endete es sowohl bei ihnen als auch bei uns gut.

Schimpansen zu treffen, war weiterhin Teil unserer Planung. Der zweite Versuch sollte am nächsten Tag im Kibale Nationalpark erfolgen. So machten wir uns auf den Weg nach Norden. Einen ersten Stopp legten wir an der uns inzwischen vertrauten Shell-Station auf der Strecke von Kampala zum Mburo-Nationalpark ein. Unser Auto

war dort bereits bekannt, und der Monteur erschien nach kurzer Zeit. Wir erklärten, dass aus den Düsen kaum noch Luft kam und baten ihn, sich erneut dem Problem anzunehmen. Nach wenigen Minuten stellte er fest, dass der Lüfter keinen Krach mehr machte und dass die geringe Luftzufuhr normal sei. Eigene Untersuchungen, um den Grund für die mangelhafte Lüftung zu finden, scheiterten an fehlendem Werkzeug und den beschädigten Schraubenköpfen. So fuhren wir nun weiter und das bei nicht immer angenehmer Innentemperatur.

Nachdem wir das Schild zum Äquator auf der Strecke von Kampala zum Mburo-Nationalpark übersehen hatten, hielten wir an einer unspektakulären Hinweistafel an, um das obligatorische Foto zu machen. Nasser hatte uns bei unserer Einweisung am ersten Tag empfohlen, anstelle der langweiligen Fernstraße über Fort Portal die weniger befahrene Kraterstraße zu nehmen. Er selbst gab zu, dass es für ihn auch immer schwierig sei, den richtigen Abzweig zu finden. Zum Glück fanden wir die Straße, die an zahlreichen Kraterseen entlangführte, auf Anhieb. Hilfreich war, dass eine größere Lodge, die auf unserer Straßenkarte verzeichnet war, mit einem gut sichtbaren Schild an der Fernstraße warb. Diese Werbeschilder halfen uns auch auf dem weiteren Weg. Die sandige Piste war lebhaft, jedoch fuhren hier kaum Autos. Es gab zahlreiche Karren, Fußgänger und natürlich Mopeds, die alles Mögliche, vor allem Bananen, transportierten. Die Piste schlängelte sich um die erwähnten Kraterseen herum, an deren Hängen Plantagen angelegt waren. Der größte der Seen, der Lake Nyinambuga, zierte sogar den 20.000-Shilling-Schein. An dieser Stelle war es selbstverständlich, ein Foto zu machen.

Zurück auf der asphaltierten Fernstraße von Fort Portal nach Süden kamen wir schneller voran. Allerdings wurden wir durch zahlreiche starke Geschwindigkeitsschwellen ausgebremst. Da die Straße den Nationalpark durchquerte,

gab es immer die Gefahr von kreuzenden Wildtieren, darunter von Schimpansen. Daher waren diese Maßnahmen verständlich, wenn auch nervig. Am Parktor galt es, einen Ranger für den nächsten Tag zu buchen. Das konnten wir bequem an der Schranke erledigen, ohne an einem Schalter warten zu müssen.

Schimpansen im Kibale Nationalpark

Die Lodge Turaco Treetops lag etwas abseits der Straße und des Nationalparks, war aber gut erreichbar. Zumindest nachdem wir beim ersten Versuch das Schild zur Unterkunft zwar gesehen, aber nicht geglaubt hatten, dass es sich um eine Straße handelte und nicht um eine Hofeinfahrt. Als wir ankamen, war Agnes, die Chefin vom Housekeeping, gerade mit einer neuen Mitarbeiterin



unterwegs und nutzte unsere Ankunft, um sie anzulernen. Unser großzügig gestalteter Raum befand sich in einem Stelzenhaus im Dschungel. Agnes wies ausdrücklich darauf hin, dass wir Fenster und Türen immer geschlossen halten sollten, da es in der Umgebung viele Affen gab. Der vorgelagerte Balkon war mit angenehmen Sitzmöglichkeiten ausgestattet und bot uns einen Blick in den Urwald.



Zwischen dem Haupthaus mit einem zweistöckigen Aufenthalts- und Restaurantbereich gab es einen recht beeindruckenden Pool. Dieser lockte uns nach den Tagen auf staubigen Pisten. Zu unserer Überraschung waren fast alle bereitgestellten Liegen von einer einzigen niederländischen Familie mit erwachsenen Söhnen belegt, hauptsächlich mit ihren Sachen. Wir konnten mit Glück noch zwei Plätze ergattern, uns entspannen und im Wasser erfrischen.

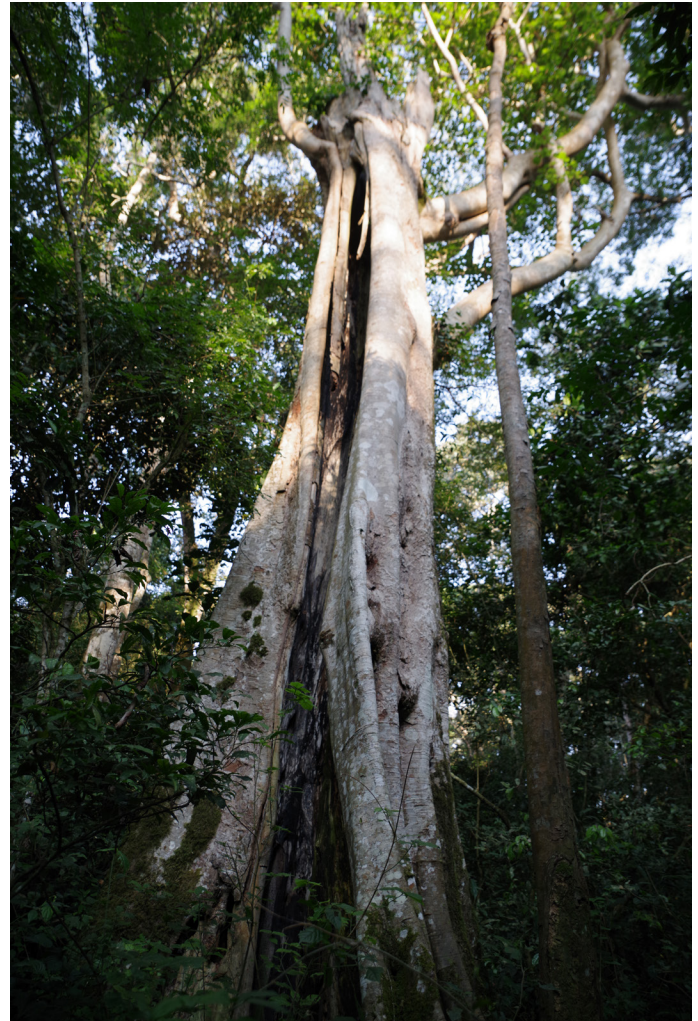
Unser Abendessen nahmen wir im Erdgeschoss des Haupthauses bei Kerzenschein ein. Es war daher nicht überraschend, dass ich vergessen hatte, mein iPhone einzustecken. Aber Agnes hatte das bemerkt und brachte es uns in unser Zimmer. Obwohl wir gemäß den Anweisungen alle Türen und Fenster geschlossen hatten, hatte sich eine riesige Zikade in unser Schlafzimmer verirrt. Mit sanfter Gewalt konnte ich das Insekt überzeugen, die Nacht im Urwald zu verbringen.

Mit der Frage, ob wir heute Schimpansen zu Gesicht kommen würden, begann unser Tag. Wir hatten eine „fullday habitation“ gebucht, in der Hoffnung, dass wir in den geplanten sechs Stunden eher die Chance hätten, diese



Menschenaffen beobachten zu können, als bei der ebenfalls angebotenen günstigeren Halbtags tour. Mit 1.500 Individuen dieser Spezies war der Bestand mehr als 30-mal so hoch wie in der Kyambura-Schlucht und stimmte uns entsprechend positiv. Die Anfahrt zum Hauptquartier der Ranger kannten wir bereits vom Vortag. Wir waren zwar nach unserem Zeitplan recht spät dran, jedoch die Ersten, die den tristen Wartesaal betraten. Dieser Zustand änderte sich auch nicht innerhalb der nächsten halben Stunde. Als ein Ranger die Wartehalle betrat, kam endlich Bewegung in die inzwischen fast unerträgliche Situation. Er stellte sich uns vor und erklärte, dass er für heute unser sachkundiger Begleiter sei. Sein Name war einfach und gut zu merken, Eli. So verließen wir das Gebäude und begaben uns zu Fuß zur Fernstraße, über die wir gekommen waren. Dieser asphaltierten Strecke folgten wir etwa einen Kilometer lang. Während dieser Wanderung erhielten wir von Eli einige Informationen zum Park, seiner Ausdehnung und den hier anzutreffenden Tierarten. Natürlich lag das primäre Augenmerk auf den Schimpansen. Doch bevor wir die Straße verließen, um tiefer in den Urwald zu gelangen, zeigten sich Colobus- oder auch Stummelaffen. Namensgebend ist die Tatsache, dass die Mitglieder dieser Gattungsgruppe über die anatomische Besonderheit eines zurückgebildeten, mithin „verstümmelt“ wirkenden Daumens verfügen. Trotz oder womöglich wegen dieser Eigenart sind sie besonders geschickte Kletterer. Wir trafen sowohl auf die schwarz-weiße Unterart als auch auf die Rote. Eli erklärte uns dabei, dass die westafrikanischen Guerezas, so der offizielle deutsche Name der schwarz-weißen Stummelaffen, wegen ihres weißen Fellanteils früher und vielleicht noch heute gejagt würden. Dabei waren es nicht die einheimischen uralten Riten und Bräuche, die zu einer deutlichen Dezimierung dieser Art führten, sondern vielmehr die Mode zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Damals wurden die Tiere für den internationalen Modemarkt gejagt. Die elegante „Dame

von Welt“ trug einst gerne einen Mantel oder andere Modeaccessoires aus dem Fell dieser Primatenart. Daher stammt auch der noch bis heute häufig benutzte Begriff „Mantelaffe“. Aber es waren ja nicht die Mantelaffen, die wir suchten, sondern wir wollten zu der Affenart, die der Menschheit am nächsten steht. So wanderten wir auf offensichtlich oft begangenen Wegen weg von der Straße.



An Wegkreuzungen gab es sogar Schilder mit Orientierungshilfen. Da selbst hier ausreichender Mobilfunkempfang bestand, hätte man im Notfall Hilfe unter Angabe seines Standortes anfordern können. Auch nach längerer Suche waren keine Spuren der Menschenaffen zu finden. Wie aus dem Nichts tauchte ein junger, gut gelaunter Mann auf. Wir waren über dessen Erscheinen sehr überrascht. In seiner Freizeitkleidung passte er so gar nicht in unsere Vorstellung von Menschen, die hier im Dschungel anzutreffen wären. Dass es sich dabei um einen lokalen Spurenleser handelte, erfuhren wir dann von Eli. Kurz darauf, unsere bisher vergebliche Suche nach Schimpansen hatte sich wohl via Mobiltelefon unter den Jugendlichen des benachbarten Dorfs herumgesprochen, tauchte ein weiterer Junge und noch eine junge Frau auf, die ebenfalls ihre Dienste als Tracker anboten. Die weibliche Trackerin stellte sich als überaus zickig dar, dies erkannten wir, ohne auch nur ein Wort des Dialoges zwischen den Anwesenden zu verstehen. So verschwanden die Drei auf der Suche nach Affen in verschiedene Richtungen, und wir blieben an einem Kreuzungspunkt zurück. Dies war die ideale Gelegenheit für eine Erfrischungspause. Auch diesmal hatten wir ein Verpflegungspaket von der Lodge erhalten. Da sich aber wirklich kein Vertreter der hiesigen Tierwelt zeigte, begnügte ich mich mit der Aufnahme von Vegetarischem. So stand nicht weit von unserem Rastplatz ein mächtiger Baum, dessen Stamm zu großen Teilen bereits abgestorben und daher ausgehöhlt war. Auch wies die noch vorhandene Rinde deutliche Spuren von Elefantestoßzähnen auf. Bereits vorher waren uns Fußabdrücke von Elefanten aufgefallen. Aber die Tracker hatten weder Schimpansen noch Elefanten entdeckt, und so entschied Eli, dass wir zurück zur Fernstraße gehen würden. Sollte das womöglich enden wie in der Kyambura-Schlucht, fragten wir uns. Dort hatten wir wenigstens die aufregende Begegnung mit den Waldelefanten. Etwas entmutigt querten wir die Fernstraße und verschwanden auf der

Gegenseite wieder im dichten Wald. Hier gab es aus Holzplanken angelegte Wanderwege, die über das sumpfige Gelände führten. Diese Holzstege hatten in der Vergangenheit offensichtlich auch einige Elefanten zum schnellen Vorankommen genutzt. Da die Holzkonstruktionen für deren Gewichtsklasse jedoch nicht ausgelegt waren, taten sich an vielen Stellen größere Lücken auf, die uns zwingen, abzusteigen und durch den tiefgründigen, teils sumpfigen Boden zu stapfen. Die Alternative zu dem schlammigen Vergnügen war das Balancieren über die rudimentären Reste der Stege, was ich vorzog. Der von Eli eingeschlagene Pfad führte bergauf und somit weg von dem Feuchtgebiet. Der Wald wurde lichter und war jetzt von hochstämmigen Bäumen geprägt, durch deren dichte Kronen kaum Tageslicht auf den Urwaldboden drang. Tatsächlich vernahmen wir nun Schreie, die Eli und auch wir Menschenaffen zuordneten. Hoch über uns waren unsere ersten Schimpansen auszumachen, vielleicht in einer Höhe von 25 Metern. Gegen das Sonnenlicht waren sie schwer zu erkennen und noch schwieriger zu fotografieren. Eliklärte uns darüber auf, dass die Schimpansen, wenn sie mit sehr jungem Nachwuchs unterwegs wären, den Boden meideten. Tatsächlich klammerte sich ein Affenbaby an seine Mutter, die in aller Ruhe Feigen erntete und mit





Genuss verzehrte. Dieser kleine Affe hatte uns längst entdeckt und verfolgte jeden unserer Schritte aufmerksam. Im Gegensatz zu den erwachsenen Tieren hatte der Kleine noch ganz helle Haut im Gesicht und an den Händen und Füßen. Die prägnanten abstehenden Ohren leuchteten förmlich im Licht der Sonne, besonders da sie noch nicht schwarz gefärbt waren. So erschienen sie derzeit größer und abstehender als bei seiner Mutter. Zwischenzeitlich hatte Eli Informationen erhalten, die uns zum raschen Aufbruch veranlassten. Eine Schimpansenfamilie wäre nicht weit entfernt im Unterholz zu Gange. Soweit möglich, nutzte unser Ranger vorhandene Trampelpfade, aber je näher wir den Menschenaffen kamen, umso mehr ging es quer durch die Vegetation. Irgendwann stießen wir aus dem Dickicht kommend auf einen breiteren Weg, und just in diesem Moment überquerte ein Schimpanse nicht weit von uns diesen, um wieder geschwind im dichten Urwald zu verschwinden. Ein Verfolgen des Tieres wäre unmöglich und sinnlos, da es in seinem natürlichen Umfeld deut-



lich schneller unterwegs wäre, als wir es auch nur ansatzweise könnten. Dies war völlig einleuchtend, und so hofften wir auf eine weniger agile Gruppe zu treffen. Endlich erreichten wir die besagte Familie, die sich tatsächlich komplett auf dem Boden aufhielt. Wir befanden uns inzwischen direkt an der Grenze des Nationalparks, der mittels eines Grabens von den umliegenden Plantagen abgetrennt war. Hier trafen wir auch auf einen Ranger, der von allen nur „der Professor“ genannt wurde. Dieser war spezialisiert darauf, ein Monitoring über die hiesigen Schimpansen durchzuführen. Von ihm erfuhren wir auch, dass die Menschenaffen zuvor den Park verlassen hatten, um in den benachbarten Plantagen nach Nahrung zu suchen. Ähnlich wie Tage vorher bei den Gorillas, konnten wir uns nun den Tieren vorsichtig nähern, um sie in ihrem natürlichen Umfeld zu beobachten. Die Mitglieder der Gruppe bewegten sich langsam und behäbig durch den Wald und machten dabei regelmäßig Ruhepausen. Ihnen war deutlich anzumerken, dass sie sich zuvor in den Plantagen satt gegessen hatten und nun ein Verdauungsschläfchen angebracht wäre. So begegnete ich einem älteren Schimpansen, der vor sich hin schlummerte und nur ab und zu seine Augen kurz öffnete. Dies bot mir die Möglichkeit, Fotos von dem Tier zu machen. Dazu setzte ich mich etwa vier Meter entfernt auf den Waldboden, beobachtete den Affen und fotografierte. Offensichtlich von meiner Anwesenheit unbeeindruckt setzte er sein Nicken fort. So saßen wir uns fast regungslos gegenüber: Er schlief, ich schaute ihm dabei in aller Ruhe zu und studierte sein ausdrucksvolles, faltiges Gesicht. Plötzlich, ohne jegliche Vorwarnung, sprang der Schimpanse auf, rannte wie ein geölter Blitz auf mich zu, berührte mich an der Schulter und verschwand hinter mir im Unterholz. Vor Schreck stockte mein Atem, und ich versuchte noch schnell ein Foto von der Aktion zu machen, aber das alles geschah wohl innerhalb einer Sekunde. Der Kontrollblick auf das Display der Spiegelreflexkamera ergab, dass ich





den Affen direkt vor meinem Objektiv hatte, als ich auslöste. Im Ergebnis ein unscharfes und komplett schwarz Foto. Langsam beruhigte sich mein Puls wieder, und Heike, die das Schauspiel aus nächster Nähe beobachtet hatte, kam zu mir rüber, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auch sie war von der blitzartigen Aktion des Affen erschrocken worden. Nicht weit von uns hatten es sich zwei Schimpansen im trockenen Laub unter einem Baum bequem gemacht. Dabei stärkten sie ihren sozialen Zusammenhalt, indem sie gegenseitig Fellpflege betrieben. Als wir ihnen scheinbar zu nahe kamen und sie sich gestört fühlten, drohte einer der beiden uns, indem er sein Maul weit aufriss und seine beachtlichen Eckzähne zeigte. Im Vergleich zu Gorillas sind Schimpansen wesentlich aggressiver, und es gibt zahlreiche wissenschaftlich fundierte Berichte von tätlichen Übergriffen auf andere

Menschenaffen und auch auf Menschen. Mit diesem Wissen im Hintergrund zogen wir es vor, den Abstand zu den Tieren etwas zu vergrößern. Entspannt verwöhnten sich nun das Affenmännchen und das Weibchen weiter. Ähnlich wie bei uns Menschen ließ sich das hohe Alter eines der Familienmitglieder an dessen weißen Barthaaren und dem teilweisen Fehlen des Hauptfells erkennen. Während wir bei den Schimpansen waren, versuchten wir natürlich möglichst gute Beobachtungsplätze zu finden und zu erreichen. Dazu galt es, sich geschickt durch das Unterholz zu bewegen, ohne die Tiere zu verschrecken. Zumeist gelang uns das nur auf allen vieren kriechend. Hatte man so einen an sich guten Platz erreicht, gab es nicht selten einen Ast, einen Busch oder einige Blätter, die dann doch die Sicht einschränkten. Oder der Schimpanse zog es vor, seinen Standort um wenige Meter zu verändern. Die magischen Momente inmitten der Schimpansenfamilie ließen jedoch die Strapazen vergessen machen. Zwischendurch hatten wir sogar die Muße, die Reste aus unserer Lunchbox zu verzehren.





Inzwischen hatte die Information über den Standort auch eine weitere Touristengruppe erreicht. Weniger zurückhalten in ihrer Kommunikation und ihrem gesamten Verhalten ließ das die Schimpansen schnell aufmerken. Die Touristen waren zwar noch auf dem etwas entfernten Pfad unterwegs, trotzdem machte sich bei den Menschenaffen Unruhe breit und so verschwand einer nach dem anderen. Aber auch mir mieden das Zusammentreffen mit den bunt bekleideten Störenfrieden und begaben uns auf den Weg zurück zur Rangerstation. Unterwegs bekamen wir noch mehrmals die Spuren der hiesigen Elefanten zu Gesicht. Umgeschubste Bäume, zertrampelte Holzstege und die fäkalen Hinterlassenschaften, in denen die nicht völlig verdauten Marula-Früchte gut zu erkennen waren.

Das Brummen des Stromgenerators der Rangerstation war schon aus großer Entfernung zu vernehmen. Eigentlich könnte man mit einer einfachen Maßnahme auf diese unangenehme und dauerhafte Störung der Idylle reagieren, indem man die Stromerzeugung auf Photovoltaik umstellen würde. Gerade das ausladende Dach der Station bot dazu mehr als genug Fläche dafür und Sonnenscheinstunden gab es hier direkt am Äquator sowieso genug.



Auf dem Rückweg zur Lodge kamen wir nochmals an den Stellen vorbei, an denen wir zuvor zu Fuß in den Urwald abgebogen waren. Ebenfalls passierten wir einen Verkaufsstand von einigen Jugendlichen, die dort ihre Handwerkskunst anboten. Dieser war unweit der Lodge aufgebaut. Bereits am Vortag hatten wir die Kids hier angetroffen. Diesmal ließ es sich Heike nicht nehmen, die Auslage zu begutachten. Somit hatten wir anschließend einen geschnitzten Schimpansen mit an Bord. Angekommen in der Lodge wurden wir von Agnes wie immer freundlich begrüßt. Da es bis zum Dinner noch reichlich Zeit war, nutzen wir die luxuriösen Annehmlichkeiten unserer Unterkunft und hier ins Besondere den Poolbereich ausgiebig. Zwar tobten einige Kinder in und um das nicht ganz so kühle Nass, aber das empfanden wir eher amüsant als störend.

Bigodi Sumpfland

Zwischenzeitlich hatten wir auch immer wieder Kontakt mit Nasser per WhatsApp. In direkter Nachbarschaft zur Turaco-Treetops-Lodge gab es das Bigodi-Sumpfgebiet, ein ausgedehntes Sumpfgebiet, das für seine ornithologische Artenvielfalt bekannt ist. So vereinbarten wir mit Nasser, dass er uns einen Führer für eine Tour durch dieses Gelände organisieren sollte. Der Zufall wollte es, dass Nasser mit einer Reisegruppe just an diesem Morgen ebenfalls in der Bigodi-Station ankam. So trafen wir ihn, nachdem wir aus der noblen Lodge ausgecheckt hatten, auf einem Parkplatz unweit der Ortsmitte der Kleinstadt.

Dort erschien dann auch kurz darauf Ben, ein junger Mann, der bei dem örtlichen Tourismusprojekt beschäftigt ist und uns heute durch das Schutzgebiet führen sollte. Nun bot uns Ben unterschiedliche Abläufe für die Wanderung an: Zum einen, einen Trip mit dem Schwerpunkt auf Vogelbeobachtung oder einen Spaziergang durch die Gemeinde mit dem besonderen Augenmerk auf die hiesige Kultur

oder eine Mischung aus beidem. Wir entschieden uns für Natur mit Kultur. Aufgrund der herrschenden Trockenzeit war von dem Sumpfland nicht viel zu sehen, und wir konnten trockenen Fußes den Spaziergang absolvieren.

Zunächst führte uns Ben tiefer in das ursprüngliche Areal, vorbei an weiten Grasflächen und üppigen Waldstücken. In dieser Randzone zwischen Bäumen, die gute Fluchtmöglichkeiten boten, und dem offenen Gelände, in dem es offenbar einfach möglich war, nach Insekten zu fangen, trafen wir auf einen Clan von Pavianen. Während die erwachsenen Tiere nach Essbarem ausschauten, tobten die Heranwachsenden voller Übermut herum. Die Jüngsten suchten, als sie uns erspähten, Schutz bei ihren Müttern, ohne uns dabei aus den Augen zu verlieren.



In den Baumspitzen hatten Kormorane und Reiher ihre Nester gebaut. Entsprechend waren die Äste und Baumstämme durch deren Vogelkot weiß getüncht. Auf einem vereinzelt stehenden Baum mit einer ausladenden Krone hatten es sich zwei Kronenkräniche bequem gemacht. Diese eleganten Vögel haben uns auf dieser Reise mehrmals zum Entzücken gebracht.

Von hier aus ging es dann durch den angrenzenden Wald weiter. Unerwartet kamen wir so auf den Fahrweg zu unserer Lodge, in der wir die vergangenen zwei Nächte verbracht hatten. Genau dort trafen wir auf den Verkaufsstand der Dorfjugend, an dem wir am Vortag den geschnitzten Schimpansen erworben hatten. Ben warnte uns, als wir vorbeigingen, davor, den Jugendlichen etwas abzukaufen, da diese von Touristen unverschämte Preise nehmen würden. Wir schauten etwas verlegen unter uns und erwiderten nichts. Eigentlich war uns das ja bereits vorher bewusst.

Schnell richtete sich unsere Aufmerksamkeit auf zwei Nashornvögel, die gerade im Anflug waren. Deren einzigartige Silhouette, die sich gegen den Himmel abzeichnete, ließ keine Zweifel über die Art aufkommen. Bereits die großen, langen Schnäbel schienen die Vögel aus dem Gleichgewicht bringen zu müssen; dass darauf ein ebenso mächtiger Schnabelaufsatz eben das Horn saß, verstärkte den Eindruck unweigerlich. Mit einer Gesamtkörperlänge von bis zu 70 Zentimetern ist der hier heimische Grauwangen-Hornvogel einer der größten seiner Gattung. Die beiden Nashornvögel landeten in einer Palme und naschten dort von deren Früchten.

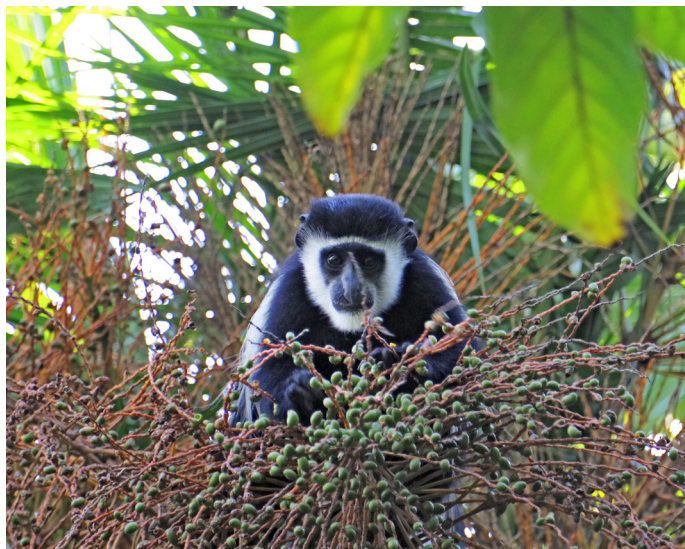
Etwas kleiner, dafür ebenso imposant, war ein Long Crested Eagle, ein Schopfadler. Dieser hatte mit den Früchten der Palmen nichts am Hut, sondern inspizierte die Lage von einem exponierten Ast eines Baums und hielt so Ausschau nach leckeren Reptilien, die es hier im Schwemmland zu Genüge gab. Diese Adlerart ist aufgrund ihres überwiegend schwarzen Gefieders und der besonders auffallenden Federhaube unverwechselbar.

Die Lodge der vergangenen Tage war nach einer in Afrika weitverbreiteten Vogelart benannt, dem Turaco. Bereits im südlichen Afrika waren uns Graulärmvögel oft genug aufgefallen. Dort haben sie, ähnlich wie bei uns die Eichel-



härer die Anwesenheit von Touristen mit ihren weithin gut hörbaren Schreien angekündigt und damit so manches Tier verschreckt. Diesmal galt unsere Suche jedoch einem anderen Verwandten der nervigen Lärmvögel. Zusammen mit Ben hielten wir Ausschau nach Rossturacos. Diese Unterart mit ihrem metallisch blauen Federkleid und dem auffälligen gelben Bereich um die Augen, dem kurzen gelben, gebogenen Schnabel und besonders der knallroten, buschigen Federhaube war wunderbar anzusehen. Tatsächlich entdeckte Ben ein solches Exemplar in einiger Entfernung. Der Turaco hüpfte währenddessen von Ast zu Ast und war wohl dabei auf Futtersuche.

Die reifen Palmfrüchte schmeckten nicht nur Nashornvögel. Mit lautem Rascheln der Äste und Blätter kündigten sich zwei Mantelaffen an. Mit akrobatischen Sprüngen hatten die beiden die Kronen der Palmen schnell erreicht, und die Nashornvögel suchten das Weite. Die Affen in ihrem schwarz-weißen, zotteligen Fell machten sich umgehend über die runden Früchte her. Vielleicht waren es zehn Prozent der Zeit, in der sie ihre Aufmerksamkeit



uns schenken; ansonsten waren ihre gierigen Blicke auf die Früchte gerichtet. Mit beiden daumenlosen Händen wurde gepflückt und ins Maul gestopft.

Etwas abseits der Palmen entdeckten wir einen weiteren schwarz-weißen Affen, allerdings mit einem weitaus kürzeren Fell u-d – das war das Besondere – mit einer weißen Fellnase. Trotzdem dachten wir, es würde sich um noch eine Colobus-Affen-Art handeln. Ben klärte uns jedoch auf, dass dieser auffällige Affe ein Red-Tailed-Monkey sei. Den Grund dafür war zwar leicht zu erraten, aber den langen, rotgefärbten Schwanz bekamen wir nicht zu Gesicht. Rotschwanzmeerkatze oder Kongo-Weißnasenmeerkatze werden die Affen wohl auf Deutsch genannt.

Nachdem wir den Palmenhain durchquert hatten, erreichten wir einen dichten Wald aus Papyruspflanzen. Die Sauergrasgewächse waren durchgängig über drei Meter hoch. Von Ben erfuhren wir, dass diese Pflanzen geerntet und deren Fasern lokal verarbeitet werden. Nun stand der kulturelle Teil auf dem Plan, und wir näherten uns der losen Bebauung des Dorfes. Bevor wir dort jedoch ankamen, bemerkten wir einen Roten Colobus-Affen, der auf höheren Ästen Sicherheit suchte. Hätte er nicht durch das Laub geklettert, hätten wir ihn womöglich nicht entdeckt.

Zwischenzeitlich waren wir an einigen aus dünnen Ästen zusammengebauten Verkaufsständen vorbeigekommen. Diese waren alle unbesetzt. Den Grund dafür erfragten wir bei Ben. Seine Antwort war mehr als einleuchtend, jedoch nicht sofort präsent: Es war Sonntag.

Die Vegetation wechselte vom Papyrusdickicht hin zu einer Bananenplantage. Passend dazu bogen wir auf den Hof eines Bananenbauern ein. Hier sollten wir nun gezeigt bekommen, auf welche Weise in Uganda alkoholische Getränke hergestellt werden. Zuerst begegneten wir aber dem Nachwuchs der Familie. Als wir auftauchten, ver-

steckten sich die Kinder etwas schüchtern. Lediglich der Kleinste krabbelte weiter über den sandigen Boden. Ben rief den Vater der Kinder, den Banana-Man, und führte uns schon mal zu dem Open-Air-Brauhaus. Dort durften wir für die nun folgende Präsentation Platz nehmen. Der Banana-Man hieß eigentlich Vincent und war der Vater der fünf Kinder, die wir bereits kurz gesehen hatten. Da Vincent kein Englisch konnte, übersetzte Ben seine Ausführungen. So erfuhren wir, dass die Bananen unreif geerntet wurden und dann anschließend – das zeigte



Vincent auch – in einem Kasten, der mittels Bananenblättern abgedichtet war, im Rauch eines darunter kokelnden Feuers reiften. Die so vorbereiteten Bananen zerstampfte Vincent in einem Holztrog. Dabei fügte er etwas Wasser und eine ganze Menge Halme eines festen grünen Grases bei. Dabei erfolgte eine Art von Fermentierung, nahmen wir an. Nachfragen ergaben, dass es zumindest ohne das Gras nicht funktionieren würde. Es dauerte erstaunlich lange, bis daraus Flüssigkeit austrat. Danach siebte er den Saft durch die Grashalme in einen sauberen Topf.

Diesen Bananensaft durften wir dann kosten. Ich hatte es mir tatsächlich süßer vorgestellt. Aber es war halt kein Bananensaft aus den bei uns bekannten Bananen. Damit wir mit der Verköstigung des Endprodukts nicht zwei Tage



warten mussten, hatten Vincent und Ben schon einige PET-Flaschen mit dem anregenden Getränk zuvor abgefüllt. Nun gab es im zweiten Probierdurchgang ugandisches Bananenbier. Da ich ganz selten Bier trinke, konnte ich nur feststellen, dass es mir auch nicht besser schmeckte als ein Pils aus dem Herzen der Natur. Meine Frau hingegen konnte das aromatische Getränk gut einordnen. Ein Bier mit einem fruchtigen Geschmack welches durchaus angenehm zu trinken wäre, resümierte sie.

Aber mit Bier war die Möglichkeit der Gewinnung von alkoholischen Getränken nicht abgeschlossen. Nicht weit entfernt stand angewinkelt ein altes Ölfass, darunter eine Feuerstelle, und am oberen Ende war ein Kupferrohr in Form einer Kühlspirale angebracht. In dieser rudimentären Destille wird aus dem Bananenbier Banana-Whiskey gebrannt. Das Ganze sah nicht sehr vertrauenerweckend aus. Die Frage, wie sie die optimale Temperatur ohne Thermometer kontrollieren, blieb unbeantwortet. Die Gefahr von giftigem Methanol in ihrem Whiskey war



ihnen jedoch offensichtlich bekannt. Mehr oder weniger beruhigt probierten wir auch von dem Rachenputzer. Gerne hätte uns Vincent einige Flaschen Bier oder zumindest eine Flasche Banana-Whiskey verkauft, aber wir verzichteten und bedankten uns mit einer finanziellen Zuwendung. Seine Kinder waren inzwischen aus ihren Verstecken aufgetaucht und boten uns selbstgeformte, aber auch sehr zerbrechliche Tontierchen an.

Bis zur nächsten Station im Kulturprogramm war es nicht weit. Wir kamen zu einer Frauenkooperative. Hier bekamen wir gezeigt, wie durch flinke Hände Körbe in allen Größen und Formen geflochten wurden. Mit Zuschauen war es nicht getan. Nach kurzer Einleitung wurde Heike mit eingespannt und durfte unter kritischen Blicken der Anleiterin an einem Körbchen weiterarbeiten. Dabei galt es stets darauf zu achten, dass das wiederkehrende Muster weitergeführt wurde. Aber auch ich wurde nicht verschont und durfte unter dem Lachen der Frauen einige Flechtknoten machen. Ähnlich wie im Bwindi-National-

park waren sie einheitlich mit den T-Shirts ihrer Kooperative gekleidet. Das Flechtwerk wurde zur Seite gelegt, und zehn Frauen nahmen Aufstellung für den musikalischen Beitrag. Eine weitere hatte sich zwischenzeitlich mit einer Trommel dazu gesellt. Drei Frauen und auch Heike bekamen einen Bastrock umgebunden. Kaum erklang die Trommel, wurde rhythmisch von allen mitgeklatscht, und der Gesang setzte ein. Die Frauen antworteten gesänglich im Chor auf die Phrasen, die die Vorsängerin anstimmte. Dazu wurde dann von den Frauen, die mit einem Baströckchen bekleidet waren, getanzt und heftig mit dem Po gewackelt. Der Kelch womöglich mittanzen zu müssen, ging zum Glück an mir vorbei. Der kleine, einjährige Junge, einer der Frauen, hatte schon den Rhythmus im Blut und tanzte sofort mit. Anschließend eroberte er die Trommel und ließ es sich nicht nehmen, zur Freude seiner Mutter einen Takt vorzugeben.

Natürlich gab es auch hier die Möglichkeit, einige ugandische Shilling unter die einheimische Bevölkerung zu bringen. Die gefertigten Körbe und Schalen sollten ja verkauft werden. So wechselte eine der handgefertigten Schalen in unseren Besitz.

Weiter ging es zu einer Kaffeefarm, in der wir die traditionelle Herstellung von Kaffee gezeigt bekommen sollten. Bereits vor dem Anwesen wurde uns klar, dass man wohl mit Kaffee mehr Ertrag erzielen konnte als mit geflochtenen Schalen. Neben dem Wohnhaus gab es noch kleinere Gebäude, und im Hof parkte ein einfacher Minibus. Die Kaffeeherstellung wurde nun von einer Frau unter der aktiven Einbindung von Heike auf einer Wiese vor dem Haus durchgeführt. Dazu war auch ein offenes Feuer bereits am Lodern. Im ersten Schritt wurden die Kaffeebohnen geröstet und dann sorgfältig sortiert. Die fertig gerösteten wurden in einen überdimensionalen Mörser gegeben, die anderen zurück in die Röstpfanne. Zum Sor-



tieren und auch zum Aufbewahren kamen eben solche Schalen zum Einsatz, wie wir sie zuvor in der Produktion im Frauenkollektiv gesehen hatten. Auf einem niedrigen Schemel sitzend, die Mörserschale aus Hartholz in der Größe eines Wassereimers vor sich, begann die Frau nun mit einem ebenfalls aus Hartholz bestehenden Stößel die Kaffeebohnen zu zerstoßen. Natürlich forderte Ben Heike auf, die Frau abzulösen, was sie auch tat. Das „gemahlene“ Kaffeepulver wurde anschließend auf ein Bananenblatt gesiebt und war schon zum Überbrühen bereit. Ben



hatte zwischenzeitlich kochendes Wasser in einer Thermoskanne und einige Tassen geholt, so konnte nun die Verkostung stattfinden. Ähnlich wie beim Bier war auch hier Heike unsere Expertin. Ich kann nur sagen, so intensiv und aromatisch hatte ich bis dahin noch nie Kaffeeduft wahrgenommen.

Zwischenzeitlich durften wir auch die Sanitäranlage nutzen. Dabei handelte es sich um ein als Hocktoilette ausgeführtes Plumpsklo. Für den ungeübten Mittelhessen war das durchaus eine Herausforderung. Trotzdem waren wir froh, nach dem längeren Marsch und den verschiedenen Vorführungen die Toilette nutzen zu dürfen.

Nun ging es zurück zum Ausgangspunkt des Rundwegs. Die Mischung zwischen Natur und Kultur war ganz nach unserem Geschmack, und mit Ben hatten wir einen exzellenten Guide. Im Ort konnten wir einen von einer Hilfsorganisation für die Allgemeinheit angelegten Brunnen, der gut frequentiert war, in Augenschein nehmen und auch einen Blick in eine voll besetzte christliche Kirche werfen.

Eigentlich hatten wir erwartet, Nasser nochmals zu treffen, aber sein Wagen war nicht mehr auf dem Parkplatz zu sehen. Am Gemeindezentrum hatten wir noch die Möglichkeit, uns frisch zu machen und uns die darin installierten Informationstafeln anzuschauen. Wir bedankten uns bei Ben, der sich inzwischen zu seinem gleichaltrigen Freund gesellt hatte, die es sich im Schatten eines Baums gemütlich gemacht hatten.

Für uns wurde es Zeit für ein Mittagessen. Schon vor der Reise nach Uganda hatten wir von rolled eggs gehört, kurz gesprochen wie die teure Armbanduhr Rolex, dem Street-food-Klassiker des ostafrikanischen Landes. Entlang der Hauptstraße sollte es zwischen all den anderen Geschäften sicher einen solchen Schnellimbiss geben.

So kamen wir vorbei an weit ausgebreiteten Tüchern, auf denen für uns nicht identifizierbare Pflanzenteile trockneten, an diversen Gemüseständen, die alle natürlich auch Bananen im Angebot hatten, an einer riesigen Schimpansenfigur und an verschiedenen Reparaturwerkstätten. Schließlich trafen wir auf einen Verkaufsstand, an dem ein junger Mann bereits zahlreiche Teiglinge vorbereitet



hatte. Der Bauplan eines Rolex ist ganz einfach: Grundlage bildet ein Omelett, das auf Wunsch des Kunden mit Tomate, Karotte, Zwiebel, Weißkraut oder sonstigen Beilagen belegt und in ein dünnes Fladenbrot eingewickelt wird. Der Rolex wird dann direkt aus der Hand gegessen.

So bestellten wir jeweils unsere Lieblingsbeläge, und der Rolex-Koch legte los. Zunächst wurden zwei der Teiglinge ausgerollt und auf einer mit Gas geheizten Eisenplatte gebacken. Während die Fladenbrote langsam ihre Konsistenz veränderten, wurden die Eier für die Omeletts aufgeschlagen und in einer Plastischüssel gerührt. Im nächsten Schritt wurde das Gemüse geschält, geschnippelt und dazwischen das Brot gewendet. Dabei strahlte uns der Koch die gesamte Zeit an, und seine Freunde drängelten sich mit in den Stand, um mit dabei zu sein, wenn Europäer Rolex essen. Zum Abschluss gab es noch passende

Erinnerungsfotos für uns und den Koch. Kostengünstig, frisch, vitaminreich und sehr lecker waren die beiden Rolex.

Für den Rest des Tages stand die Fahrt nach Mubende auf dem Plan. Etwas verwirrt verließ ich den Parkplatz in die falsche Richtung, merkte dies aber alsbald. Nochmals mussten wir den Wald vom Kibale durchqueren, vorbei an der Rangerstation und weiter bis nach Fort Portal, einem wichtigen Handelsplatz im Westen von Uganda. Hier galt es, die richtige Fernstraße zu bekommen, um dann auf dieser in Richtung der Hauptstadt Kampala zu fahren. Trotz des erhöhten Verkehrsaufkommens kamen wir auf der gut hergerichteten Straße zügig voran. Als wir uns dem Distrikt Mubende näherten, änderte sich die Landschaft. Hohe felsige Berge bestimmten das Umfeld, aber auch immer mehr Rauchschwaden zogen von den abgeernteten Feldern durch die Täler. Dadurch war die Sicht streckenweise extrem eingeschränkt, und die Luftqualität war dementsprechend schlecht.



Mubende - Klimapartnerschaft

Das Stadtgebiet von Mubende erreichten wir am Nachmittag. Das Hotel hatten wir vom Bürgermeister empfohlen bekommen, online gebucht, aber hatten keine genaue Beschreibung, wie wir es finden konnten. Das Problem mit den fehlenden Beschilderungen hatte ich bereits mehrfach erwähnt. So fuhren wir gleich die erste größere Tankstelle an, um uns nach dem Weg zu erkundigen. Gut informiert erreichten wir das Joyce Hotel recht zügig.

Bei der Unterkunft handelte es sich um ein noch neues Konferenzhotel. Entsprechend sachlich-modern präsentierten sich das Gebäude und auch seine Inneneinrichtung. Die Rezeption war nicht besetzt, und so mussten wir auf roten Polstersesseln auf die zuständige Mitarbeiterin eine Zeit warten. Danach klappte das Einchecken reibungslos, und wir konnten unser Zimmer beziehen. Von dem exotischen Luxus der letzten Unterkünfte war das weit entfernt, aber zum Übernachten völlig ausreichend.



Schon von zu Hause aus hatten wir den Kontakt zu dem Bürgermeister aufgenommen und unseren Besuch angekündigt. Per WhatsApp informierte ich Innocent Ssekiziyivu darüber, dass wir in seiner Stadt gut angekommen waren. Er gab uns die Rückmeldung, dass er eine halbe Stunde später zu uns kommen würde. So warteten wir in unserem Zimmer auf ihre Ankunft. Zwischendurch schaute ich ab und zu im Hof nach, ob der Bürgermeister inzwischen eingetroffen wäre.



Es dauerte dann eher zwei Stunden, bis ich feststellte, dass er es sich zwischenzeitlich zusammen mit dem Stadtdirektor Paul Omoko und technischen Planer der Stadt Joseph Kiwanuka im Garten des Hotels bequem gemacht hatte. Darüber etwas überrascht, holte ich Heike, um gemeinsam zu der kleinen Gruppe zu stoßen. Als wir erkannt wurden, gab es eine herzliche Begrüßung, und wir nahmen alle auf den üblichen weißen Monobloc-Stühlen an zwei Plastiktischen Platz. Das Gelände war von einer hohen Betonmauer umgeben, ein zweites Gebäude war noch im Bau, und somit war das Ambiente relativ ungemütlich. Das tat der guten gemeinschaftlichen Stimmung keinen Abbruch,



zumal kurz darauf auch Sylvia Mukasa, die stellvertretende Bürgermeisterin, erschien und mit ihrer offenen Art sofort die Situation auflockerte. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, bei dem die sprachlichen Barrieren mit viel Umschreibungen und Zeichensprache umschifft wurden.

Zu den bereits servierten Bieren wurde von fast allen jeweils ein kompletter Fisch bestellt. Die knusprig gegrillten Buntbarsche wurden zusammen mit Pommes und Gemüse erst aufgetischt, als es schon lange dunkel war. Die Portionen waren riesig, und so konnten die Gäste auch noch etwas mit nach Hause nehmen. Für den nächsten Tag verabredeten wir, dass wir am Vormittag um 11:00 von Sylvia abgeholt würden, um dann die Stadt kennenzulernen.



Wie nicht anders von einem Tagungshotel zu erwarten, erhielten wir unser Frühstück in einem recht sterilen Frühstücksraum, in dem bereits einige Anwesende an ihren Laptops ihren Geschäften nachgingen, als wir eintraten. So nahmen wir zügig unser Mahl zu uns und verließen umgehend die Räumlichkeit. Während Heike sich mit

einem Buch ins Hotelzimmer zurückzog, machte ich einen Rundgang entlang der Hauptstraße. Bis zum Abholtermin hatte ich noch reichlich Zeit, das alltägliche Leben in einer afrikanischen Stadt abseits der Touristenströme kennenzulernen.

Da sich ein Großteil des Alltags der Bevölkerung in Ostafrika im wahrsten Sinne des Wortes direkt vor der Haustür abspielt, bekam ich einige Einblicke in das Leben der Menschen. Im Umfeld des Hotels gab es einfache Holzhütten an unbefestigten Wegen. Vor und neben dem jeweiligen Wohnraum wurde Gemüse gesäubert, geschnippelt und gegart. Hühner liefen suchend herum in der Hoffnung, es würde auch für sie etwas Essbares abfallen. Größere Kinder kümmerten sich um die kleineren. Zum Spielen gab es, wenn überhaupt, alte Fahrradreifen, die mittels eines Stocks entlang des Wegs getrieben wurden.

Die staubige Straße mündete auf Höhe einer Tankstelle auf die Hauptstraße. Dort stand eine der überdimensionalen Werbetafeln, auf denen zumeist für Mobilfunkanbieter, Finanzdienstleister oder Softdrinkhersteller geworben



wurde. Offensichtlich waren auch Privatschulen in der Lage, die entsprechenden Finanzmittel für solche Werbemaßnahmen aufzutreiben.

Das hier in Uganda überaus beliebte motorisierte Verkehrsmittel, das Motorrad, benötigt aufgrund der Straßenverhältnisse recht oft Werkstattbesuche. So war es nicht verwunderlich, dass das erste Geschäft, auf das ich traf, eine Boda-Boda-Werkstatt war. Der Fahrer eben eines solchen Zweiradtaxis war gerade dabei, mit dem Monteur zusammen einen Schlauch zu wechseln, wobei es sich um kein Neuteil handelte. Mit viel Erfindergeist und unorthodoxen Methoden werden in Afrika viele Probleme einfach und kostengünstig gelöst.



Dann traf ich auf einigen Schlossereien. Aufgrund des Mangels an gutem Bauholz werden hier große Tore, Türen, Fenster und teilweise auch Einrichtungsgegenstände gerne aus Metall zusammenschweißt. Nicht weit von den Schweißereien entfernt, direkt am Straßenrand, gab es wieder einen Rolex-Stand. Da es noch früh am Morgen war, standen stapelweise Eierkartons mit ihrem zerbrechlichen Inhalt auf dem wackeligen Holztisch. Dahinter reiheten sich einige Gemischtwarenläden aneinander.

Umzäunt und mit deutlich mehr Grünflächen an einem Hang gelegen gab es eine Schule. Davor waren gerade die Schülerinnen und Schüler auf dem Weg zum Unterricht, alle in der einheitlichen Schuluniform. Die Jungen in blauen Hosen und weißem Hemd, die Mädchen mit blauen Röcken, weißen Kniestrümpfen und weißer Bluse. Die Schule wurde, so war es auf den Werbeschildern zu lesen, von der freichristlichen Glaubensgemeinde der Siebenten-Tags-Adventisten betrieben. Nur wenige Meter weiter schien der Halbmond, der das Minarett einer Moschee krönt, über die Häuser.

Die Lücke zwischen Lastwagen und Motorrädern schließen immer öfter Dreiräder von chinesischen Herstellern. So waren auch hier in Mubende einige dieser Gefährte von Zongshen im Einsatz, vorne ein Motorrad und hinten eine Ladefläche über einer einfachen Achse. Mit Getränkekisten beladen oder besser gesagt überladen, waren solche Schimären aus Zweirad und Kleinlaster unterwegs.



Die wirtschaftliche Situation verlangt von der Gesellschaft in Afrika, möglichst viele Konsumgüter langfristig zu verwenden, ein Verhalten, welches wir im reichen Norden nicht nur aus ökonomischen, sondern gerade aus ökologischen Gründen wieder lernen müssten. Ein Beispiel war



ein Schuster, an dessen Open-Air-Werkstatt ich vorbeikam. Neben Reparaturen bot er eine erkleckliche Anzahl an Secondhand-Ware an.

Dort, wo sich die Hauptstraßen kreuzten, hatten sich sowohl Boda-Boda-Fahrer als auch die weitverbreiteten weißen Kleinbusse eingefunden, um Fahrgäste zu werben. In einem völlig undurchsichtigen Prinzip standen die Busse und Motorräder auf und neben den Straßen. Etwas gesitteter parkte ein großer grüner Reisebus des Unternehmens Link. Den auffällig lackierten Fahrzeugen der überregional agierenden Fernbuslinie waren wir zuvor schon häufiger begegnet. Neben der Lackierung fielen sie durch ihren recht robusten Fahrstil auf.



Auf die Motorräder, auf denen eigentlich nur zwei Personen zugelassen sind, kamen ganze Familien unter, und die weißen Kleinbusse wurden solange mit Passagieren befüllt, bis die Tür mit großer Mühe zuing. Die bei so vielen Fahrgästen anfallenden Unmengen an Gepäck in Form von Säcken und Kanistern wurden kunstvoll auf die Dächer verfrachtet und dort ideenreich befestigt.

Überall, wo sich Menschen an und in Bussen ansammelten, kamen umgehend fliegende Händler, um die Passagiere mit Getränken, Gebäck und Obst zu versorgen. So bildeten sich Mensentrauben um die Fahrzeuge, die wortreich und lautstark ihre Produkte anpriesen. Wenn es keine passende Busverbindung gab, wurde auch mal ein offener Lkw zum Personentransport umfunktioniert. Auf die Transportgüter kam dann das Gepäck und die Passagiere saßen in luftiger Höhe obendrauf.

Von den Mischwarenläden hatte ich bereits geschrieben; daneben gab es auch Spezialgeschäfte. Ein Beispiel dafür war ein Laden, der sich auf den Handel mit dem weitverbreiteten und überall notwendigen gelben Wasserkanister spezialisiert hatte. An seinem Verkaufsstand waren die Gefäße in allen Größen und Formen ausgestellt. Experten gab es auch für den Elektrobereich. Neben den üblichen



Schalter und Kabel wurde mit Satellitenschüsseln und Solaranlagen gehandelt, welche werbewirksam an den Geschäften weithin sichtbar angebracht waren. Auffällig waren die Verkaufskäfige am Straßenrand, in denen Federvieh zum Verkauf angeboten wurde. Die Hühner wurden, wenn man dann handelseinig war, ebenso wie Bananen auf allen möglichen Fahrzeugen abtransportiert.

Mal hingen sie an den Füßen zusammengebunden am Lenker eines Mopeds, mal schauten sie aus der offenen Heckklappe eines Autos.

Erstaunlich gut vor Umwelteinflüssen und besonders vor dem Staub der Fernstraße geschützt, hatte ein Metzger seine frisch geschlachteten und geviertelten Kühe in der Auslage hinter Glasscheiben präsentiert. Mit Aufklebern warb die Metzgerei dafür, die Ware auf dem digitalen Weg via Mobiltelefon zu bezahlen. In dieser Hinsicht sind viele der Entwicklungsländer uns weit voraus, oder versuchen Sie einmal bei dem Metzger Ihres Vertrauens per PayPal zu zahlen.

Gegenüber der Metzgerei hatte eine Schreinerei eine beachtliche Anzahl von Betten in der Ausstellung am Straßenrand. Im Gegensatz zu dem ziemlich heruntergekommenen Werkstattgebäude waren die Betten aufwendig verziert, lasiert, lackiert und auf Hochglanz poliert.

Neben den von uns präferierten bekannten Tankstellen gab es auch kleinere Anbieter. Dabei werden gerne weltweit verwendete Markenzeichen leicht abgewandelt. In diesem Fall wurde aus der Kraftstoffmarke Mobil Oil schon mal Kobil Oil, natürlich im identischen Farbschema und Design.

Nun wurde es Zeit, zurück zum Hotel zu gehen. Auf der Hauptstraße brausten pausenlos schwere Sattelschlepper fast ungebrems durch den Ort. Beim Wechseln der Straßenseite waren diese Brummer gut einzuschätzen, die Motorradfahrer hingegen waren unberechenbar. Gerade für ältere Leute, Mütter mit Kleinkindern und anders eingeschränkte Personen war es eine entsprechend große Herausforderung, die Straße zu queren.

Der allgegenwärtige Verkehrslärm wurde plötzlich mit lauter Musik übertönt; ein zum Werbefahrzeug umgebaut-

ter Transporter mit Fahnen und einer Lautsprecheranlage auf der Ladefläche war unüberhörbar Werbung für einen Rundfunksender.



Einen letzten Stopp machte ich an einem Gemüsemarkt. Dort waren zahlreiche Stände aufgebaut, und es wurden Kartoffeln, Kohl, Tomaten, Kürbisse, Ananas und wie sollte es anders sein, Bananen angeboten. Während die meisten Gemüse- und Obstsorten in auch bei uns üblichen Mengen zum Kauf feilgeboten wurden, sah das bei den Bananen ganz anders aus. Hier wechselten ausschließlich ganze Büschel mit jeweils 100 bis 200 Bananen den Besitzer. Der Abtransport erfolgte dann zumeist mit dem Fahrrad. Am Rande des Gemüsemarkts gab es eine Fläche, auf der Holzkohle verkauft wurde.

Rechtzeitig zum vereinbarten Termin war ich zurück im Hof des Hotels. Ähnlich wie am Vortag hieß es nun wieder, sich in Geduld zu üben. Zwischenzeitlich kamen sogar Zweifel auf, ob wir vielleicht die Absprache falsch verstanden hatten und wir womöglich zum Rathaus hätten kommen sollen.



Eine gute Stunde später als erwartet erschien schließlich Sylvia Mukasa, die stellvertretende Bürgermeisterin, um uns abzuholen. Mit unserem Landcruiser fuhren wir gemeinsam zum Rathaus, und ich parkte wie gewünscht neben einigen älteren Baumaschinen im Innenhof der Verwaltung. Das Gebäude selbst war ein schmuckloser zweistöckiger Funktionsbau. Von Sylvia erfuhren wir, dass gerade der Gemeinderat tagte und wir nun dazu kommen würden, uns kurz vorzustellen. So begaben wir uns in den ersten Stock, betraten leise den Versammlungsraum und nahmen seitlich Platz. Rund vierzig Anwesende hörten gerade den Ausführungen des Verwaltungsleiters zu. Etwas überrascht von der Situation grübelten wir darüber nach, was wir gleich über uns erzählen sollten und wie man das am besten auf Englisch ausdrückt. Dann kam der Zeitpunkt, an dem wir gebeten wurden, nach vorne zu treten. Ich berichtete über die Klimapartnerschaft zwi-



schen dem Landkreis Gießen und dem Distrikt Mubende und dass wir am Rande unseres Urlaubs gerne Mubende kennenlernen möchten, schließlich ging es ja auch darum, neue Projekte zu initiieren. Auch erwähnten wir, dass Heike in der Förderung von hörgeschädigten Kindern arbeitet und sie sich für deren Situation in Uganda inte-



ressiere. Unsere Ausführungen wurden dabei noch in die hier gebräuchliche Sprache übersetzt. Wir wurden mit herzlichem Applaus bedacht und wurden von Sylvia zu einem Rundgang durch das Gebäude gebeten.

Als bald erreichten wir dabei das Amtszimmer des Bürgermeisters. Stolz wurde uns seine aufwendig bestickte Amtsrobe präsentiert. Zum Abschluss durften wir die Bauabteilung kennenlernen, die zu unserem positiven Erstaunen von einer resoluten Ingenieurin geführt wurde. Im Eingangsbereich fiel uns dann ein Plakat über die Klimapartnerschaft mit Gießen ins Auge.

Zusammen mit Joseph und Sylvia machten wir uns auf den Weg, einige Projekte im näheren Umfeld des Rathauses in Augenschein zu nehmen. Zuerst betraten wir über eine schmale Nebenstraße einen Hof, in dem zahlreiche Kleidungsstücke auf Wäscheleinen aufgehängt waren. Wir wurden vom Inhaber des Gebäudekomplexes empfangen und von Sylvia vorgestellt. Der Grund unseres Besuchs war die Nähschule, die in einem spärlich beleuchteten, kargen Raum eingerichtet worden war. Hier saßen zwischen bunten Stoffballen ein knappes Dutzend junger Frauen auf dem Boden und schnitten Stoffe zu. Wir erfuhren, dass die angehenden Näherinnen eine Ausbildung und auch Kost und Logis erhielten. Im gleichen Raum, mit einem Tuch etwas abgetrennt, befand sich ein Etagenbett.

Unser nächster Weg sollte wohl nochmals die Wichtigkeit des Textilbereichs bekräftigen. Wir kamen zu einem Geschäft, in dem Nähmaschinen repariert und zum Verkauf angeboten wurden. Wie auch bei anderen technischen Geräten wurde mit viel Engagement jede Maschine wieder zum Laufen gebracht oder zumindest als Ersatzteilspender aufbewahrt.

Für Joseph war ein Betrieb, in dem heranwachsende Männer schweißen lernten und dazu Metallfässer produzierten, wichtiger. Im Gespräch mit den Auszubildenden wurde klar, dass es nur wenige Chancen für die junge und wachsende Bevölkerung gibt, eine adäquate Ausbildung zu erhalten und die Jungen hier über das Angebot überaus dankbar waren.

Ein wesentlicher Punkt in der Klimapartnerschaft war die Projektierung einer Abfallvergärungsanlage. In der Produktion von Gemüse, Getreide und Obst fallen Unmengen an organischen Abfällen an, die bisher, so wie wir es oft gesehen hatten, einfach verbrannt werden. Gleichzeitig fehlt es in den Familien an Brennstoff, und zur Erzeugung



von Holzkohle werden die noch vorhandenen Waldbestände dezimiert. Mit der Erstellung einer Vergärungsanlage könnte aus den organischen Abfällen Gas erzeugt und dieses zum Kochen an die Bevölkerung ausgeliefert werden. Um diese Ressourcen einschätzen zu können, wurden wir nun zu dem Hauptmarkt der Gemeinde geführt. In dessen direkter Nachbarschaft werden die Abfälle der Verkaufsstände und anderer Quellen noch händisch sortiert. Ohne Unterlass trafen mit gemischten Abfällen beladene Lastwagen ein. Schnell wurde uns bewusst, dass es schon einer recht großen und effizienten Anlage bedarf, diese Mengen zu verarbeiten.



Für den restlichen Tag war eine Fahrt zu einigen der etwas abseits gelegenen Ortsteile geplant. Dazu nutzten wir einen der Dienstwagen der Verwaltung und wurden von einem zweiten Geländewagen begleitet. An der uns bereits bekannten Shellstation wurde aufgetankt, und für jeden der Mitfahrer wurde eine Flasche Wasser eingekauft. Die Fahrt führte vorbei an dem Hospital, der Distriktverwaltung und der technischen Berufsschule, die zukünftig auch direkt an die Biovergärungsanlage angeschlossen werden soll.



Schon bald ging es ab von der asphaltierten Straße und über eine holprige Piste, wie wir sie ja bereits zur Genüge kennengelernt hatten. Den ersten Stopp machten wir in einer kleinen Siedlung mit nur wenigen aus Lehm gebauten Häusern. Der dortige „Ortsvorsteher“, ein noch recht junger Mann, empfing uns und führte uns in eines der einfachen Gebäude. Darin befanden sich zwei Zimmer, in denen ein alter Mann und wohl auch dessen Nachkommen lebten, die jedoch nicht zu Hause waren. Unser Augenmerk wurde auf eine Batterieeinheit gelenkt, die ihre Energie aus einem Solarpanel auf dem Dach des Hauses erhielt und eine einzige LED-Birne bediente. Damit war es immerhin möglich, auch noch nach dem Untergang der Sonne Hausaufgaben zu machen und Hausarbeiten zu verrichten. Zu unserer aller Verwunderung lag der offensichtlich demente alte Mann zusammen mit einem Huhn im Bett. So sehr wollten wir eigentlich nicht in die Privatsphäre der Bewohner eindringen, aber damit hatte niemand gerechnet.

Diese Art von einfacher Solaranlage wurde 300-fach mit Fördermitteln aus dem Klimapartnerschaftsprojekt erworben und an besonders arme Familien vergeben. Es wurde uns versichert, dass die Funktionsfähigkeit und die Nutzung regelmäßig überprüft werden würden, aber auch betont, dass es eigentlich zehnmal so viele dieser Anlagen benötigte, um den Schüler:innen zu ermöglichen, ihre Hausaufgaben zu erledigen. Im Gespräch stellte sich heraus, dass gerade in diesem Weiler eine Familie mit hörgeschädigten Kindern lebte. Schnell wurde der Kontakt zu einem der Kinder und deren Mutter und Oma hergestellt. Das kleine Mädchen war recht schüchtern, aber Heike gelang es schnell, das Eis zu brechen. Hilfreich war dabei auch, dass wir einige Tage zuvor einige Päckchen Buntstifte und Malblöcke erworben hatten und diese nun als Geschenk übergeben konnten. Warum das Kind jedoch nicht in die Schule ging oder anderweitig gefördert wurde, konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Nächster Haltepunkt war ein Gesundheitszentrum weit ab von der Stadt. Hier trafen wir auf zahlreiche Personen, hauptsächlich Mütter mit ihren Kindern, die vor dem Gebäude auf ärztliche Versorgung warteten. Im Haus war eine Ärztin damit beschäftigt, Kinder zu impfen und deren Mütter zu beraten. Unser Augenmerk wurde auch hier auf die Photovoltaikanlage gelenkt. Lediglich ein Standardpanel war am Dachfirst montiert, und die so erzeugte Energie wurde in sechs Autobatterien zwischengespeichert. Dies reichte zwar für den notwendigen Computer und etwas Licht, aber nicht für mehr. Wir mussten feststellen, dass das Lwemikomago Healthcenter keinen direkten Zugang zu Trinkwasser hat. Was die Arbeit dort sehr erschwerte. Ideal wäre somit eine entsprechend große Photovoltaikanlage, die auch eine Pumpe in einem Brunnen versorgen könnte.



Weiter ging es zu einer nahe gelegenen Schule. Bereits auf der Anfahrt erkannten wir das dazugehörige Fußballfeld, dessen „Rasen“ gerade von einer Herde Kühe auf die optimale Länge gekürzt wurde. Vom Schulleiter wurden wir in seinem kleinen Büro empfangen. Dazu wurde ein weiterer Lehrer gebeten. Wie sich schnell herausstellte, war dies ein exzellent ausgebildeter Förderlehrer, der auch die nationale Gebärdensprache beherrschte. Auf die Frage, wie viele gehörlose Kinder er in dieser Schule unterrichten würde, bekamen wir allerdings die ernüchternde Antwort: keins. Auf die Frage: Ob er von dem Kind, das wir zuvor getroffen hatten, wisse, erklärte er, dass es schwierig sei, die Eltern davon zu überzeugen, ihre wie auch immer eingeschränkten Kinder in die Schule zu schicken. Allerdings erwähnte er auch, dass es in Mubende eine Schule gäbe, in der Gehörlose unterrichtet werden würden. Den Vertretern der Gemeinde war dies wiederum nicht bekannt, obwohl die sehr engagierte stellvertretende Bürgermeisterin in ihrem Hauptberuf Lehrerin war.



Auf dem Weg zum höchsten und wichtigsten Berg der Region kamen wir an Schotterhalden vorbei. Hinter diesen Haufen von relativ gleich großen Steinen verbargen sich Höhlen, in denen - und das sahen wir erst auf den zweiten Blick - Männer mit Hämmern aus den roten Felsen den Schotter brachen. Hier wurde uns bewusst, dass

der gesamte Schotter und Splitt, der für den Gebäudebau, den Straßenbau und alle sonstigen Bauwerke zum Einsatz kam, per Handarbeit hergestellt werden musste. Unser Fahrer klärte uns auf, dass es zwar einen einzigen mechanischen Steinbrecher gäbe, der jedoch in einem Steinbruch in einem anderen Distrikt sei. Die Befürchtung, dass hier womöglich auch Kinder einer Erwerbsarbeit nachgingen, bestätigte sich zum Glück nicht. Lediglich eine Frau mit Baby war wohl gerade auf dem Weg, ihrem Mann das Mittagessen zu bringen.

Wenn man im Internet nach Sehenswürdigkeiten in Mubende sucht, bekommt man nicht viele Ergebnisse. Erwähnung findet zumeist nur der Nakayima-Schrein, welcher sich auf dem 1533 Meter hohen Berg Mubende befindet. Wer jetzt bei dem Wort ein Gebäude oder zumindest eine Art Truhe erwartet, wird vergeblich suchen. Lediglich ein Betonsockel mit einem an einem Stahlrohr befestigten hölzernen Löwen und einem Schild mit gekreuzten Speeren lassen auf den Ort schließen. Bei dem Schrein handelt es sich ausschließlich um eine religiöse Kultstätte, die hier durch den gleichnamigen Baum gekennzeichnet ist. Der Geschichte nach bewahrt der Baum den Geist von Ndahura, einem ehemaligen Bacwezi-König, dessen Palast angeblich seinerzeit auf dem Plateau des Bergs stand. Das Heiligtum wird noch immer von Menschen besucht, die der Matriarchin Nakayima der Bacwezi huldigen. Die Bacwezi gelten





als Halbgötter, deren Dynastie diese Region in der Zeit vor 1300 n. Chr. regierten. Dieser geschichtsträchtige und geografisch interessante Punkt wirkte auch in der weiteren Geschichte des Landes. Wir kamen an Ruinen der ehemaligen Kolonialherren, den Briten vorbei und auch an eine schicke Villa der aktuellen Politprominenz. Sicher der Grund dafür, dass die Straße hinauf auf den Berg perfekt asphaltiert war.

An dem heiligen Baum trafen wir dann auf Gläubige dieser afrikanischen Religion. Da unsere Begleiter allesamt tiefgläubige Christen waren, konnten wir auch keine weitergehenden Informationen zu dieser Religion erfahren. Zwischen den rippenartigen Brettwurzeln des Nakayima-Baums hatten Gläubige diverse Opfergaben abgestellt. Einige hatten es sich sogar in diesen voneinander abgetrennten Zwischenräumen häuslich eingerichtet. In direkter Nähe konnten die Pilger an einem sehr improvisierten Verkaufsstand Opfergaben, darunter Ziegen, Brennholz und Lebensmittel, erwerben. Etwas weiter abseits an der Straße befanden sich reguläre Geschäfte mit eben dem gleichen Angebot an Waren. Müde Straßenhunde, von denen wir bisher in Uganda wenige gesehen hatten, lungerten herum und Kinder spielten ausgelassen. Einige





Familien saßen um ihr kleines Lagerfeuer und bereiteten ihre Opfergaben vor. Einer der Pilger war ganz in ein Buch versunken. Dank ChatGPT konnte ich im Nachgang unserer Reise herausfinden, dass es ein Buch war, welches in einer der 40 Landessprachen Ugandas, nämlich in Luganda geschrieben war. Es handelte sich um eine Anleitung zur Meditation, wobei das Wort „Okukungubaga“ in der Überschrift für Selbstverantwortung oder Selbstachtung stand und frei übersetzt „sich gut um sich kümmern“ bedeutet.

Abseits von den übernatürlichen Dingen ging es im nächsten Ort wieder einmal um die Stromversorgung. Bereits auf dem Weg von der Gesundheitsstation aus hatte ich vereinzelt Holzmasten gesehen, an denen teilweise Überlandleitungen befestigt waren. Drei solcher Trassen liefen in dem nun von uns besuchten Dorf zusammen. Die Enden der einzelnen Stromleitungen hingen einfach an diesem Knotenpunkt herab, es gab also keinerlei Verbindung zwischen den Kabeln. Das wunderte mich sehr, zumal uns ja

mehrfach von den Problemen mit der Stromversorgung berichtet wurde und man vermehrt auf dezentrale PV-Anlagen vonseiten der Verwaltung setzt. So wurden uns auch hier neue Straßenlampen gezeigt, die mittels Solar-





energie betrieben wurden, finanziert ebenfalls aus Fördermitteln. Auf die Nachfrage, was denn mit den Stromleitungen sei, wurde mir erklärt, dass diese zunächst von staatlicher Seite seit etwa 2019 aufgebaut wurden. Die Arbeiten waren jedoch wegen Corona eingestellt und nicht wieder aufgenommen wurden. Letztlich fehlte an dem Kontaktpunkt nur noch der passende Transformator, um die Spannungsversorgung herzustellen. Darüber hinaus wurde jedoch angemerkt, dass die Stromkosten für die Menschen hier unerschwinglich seien und daher sich auch niemand an das Netz anschließen ließe. So besaß fast jedes Haus eine kleine Solarzelle zum Betrieb einer Leuchte, zum Laden der Telefone oder anderer technischer Geräte. Einige wenige Gebäude hatten neben etwas größeren Solarpaneelen auch Satellitenantennen auf den Dächern. Das hier empfangbare Programm lief über ein von China finanziertes und betriebenes Satellitennetz. Das war an den Aufdrucken auf den Schüsseln klar zu erkennen. Eine von China geschickte Entwicklungshilfe, die deren Einfluss auf die Entwicklungen in Afrika festigt und darüber hinaus ausbaut. Der Tag neigte sich langsam zu Ende, und so fuhren wir zurück in die Stadt. Sylvia begleitete uns noch bis ins Hotel, von wo aus sie sich von einem Boda-Boda nach Hause bringen ließ.

Für den letzten Abend hatten wir uns wieder zu einem gemeinsamen Abendessen verabredet. Trotz des tristen Ambiente kam in der Runde schnell gute Stimmung auf. Besonders die Anekdoten von ihrer ersten Reise nach Deutschland waren mehr als vergnüglich. Für Innocent Ssekiziyivu, den Bürgermeister, war als strenger Katholik der Besuch des Kölner Doms ein unvergessliches Highlight, während Joseph von der dortigen Kneipenkultur schwärmte und sich immer wieder darüber amüsierte, dass er dort einen Cocktail mit dem Namen „Sex on the Beach“ getrunken hatte. Dieser Cocktailname war dann den gesamten Abend der Running Gag und führte jedes



Mal, wenn er fiel, zu Gelächter. Dazu kreiste das Mobiltelefon des Bürgermeisters, auf dem die dazugehörigen Bilder zu sehen waren. Je später der Abend wurde die Stimmung mit jedem Nile-Bier ausgelassener.

Der Bürgermeister berichtete, dass er, der eine recht große Kaffeeplantage sein Eigen nennt und darin seinen Aussagen nach sehr viel Arbeit investiert. Er erzählte von seinen sieben Kindern, die hoch angesehene Berufe anstreben oder bereits ihre entsprechende Ausbildung abgeschlossen hatten.

Wir sprachen über die anhaltende Dürre, die nicht nur den Kaffeepflanzen zusetzte, sondern die Trinkwasserversorgung vor immer größere Probleme stellt. Natürlich gab es auch heute für alle Anwesenden Buntbarsch, um genauer zu sein, gegrillten Tilapia mit Pommes frites und ein wenig Salat. Da wir am kommenden Morgen früh abreisen wollten, fand am späten Abend noch die Verabschiedung statt.

Schuhschnabel - der seltsame Vogel

Nach dem Besuch der Partnerregion des Landkreises Gießen hieß es nun langsam Abschied von dem wunderbaren Land Uganda zu nehmen. Für heute stand die Rückfahrt nach Entebbe auf dem Reiseplan. Zuvor galt es noch auszuchecken. Wir bezahlten alle Speisen und Getränke, die an den beiden Abenden von uns und der hiesigen Delegation verzehrt wurden. Die Zahlung mittels Kreditkarte war für die Mitarbeiterin an der Rezeption eine größere Herausforderung, aber nachdem sie ein zweites Lesegerät zum Einsatz brachte, klappte es.

In den Gesprächen mit Nasser in Bigodi hatten wir erfahren, dass die Strecke zwischen Mubende und Entebbe in einem schlechten Zustand wäre und es dort viele Baustellen gäbe. Daher machten wir uns früh auf den Weg, schließlich war unser Wunsch, am letzten Tag noch einen Ausflug in die Sümpfe des Victoriasees zu unternehmen. Tatsächlich war die Strecke zwar asphaltiert, aber mit vie-

len Schlaglöchern und Baustellen versehen. Glücklicherweise gab es oft Möglichkeiten, die Lastwagen, die hier zahlreich unterwegs waren, zu überholen. Dabei war es durchaus öfters notwendig, das Fahrmanöver neben der eigentlichen Fahrbahn durchzuführen, das gleiche galt auch für das Umfahren von riesigen Schlaglöchern.

Nachdem wir rund 50 km hinter uns gebracht hatten, verbesserte sich die Lage. Die Straßensanierungsarbeiten waren auf diesem Abschnitt bereits abgeschlossen, und auch die vorher durch Rauch eingeschränkte Sicht wurde zunehmend besser. Je näher wir an die Hauptstadt Kampala kamen, umso dichter und chaotischer wurde der Verkehr. Diese Situation kannten wir ja bereits von der Anreise.



Schließlich bewegte sich die Schlange aus Lastwagen, Kleinbussen und Pkws nur noch im Schrittempo weiter. Die Boda-Bodas störte das wenig, sie fanden immer irgendwie eine Lücke, um mit ihren Zweirädern halbsbrecherisch voranzukommen. Obwohl wir noch weit vor unserem Zeitplan waren, kamen langsam Zweifel auf, ob wir unser Hotel in Entebbe zum angestrebten Zeitpunkt erreichen würden.



Als wir dann aus der Entfernung endlich das mehrstöckige Gebäude des Busega-Marktes mit seinen fünf charakteristischen Tonnendächern erblickten, konnten wir gut abschätzen, dass wir bald auf die mautpflichtige Fernstraße einbiegen würden, auf der nur wenig Verkehr zu



erwarten war. Im Umfeld des gigantischen Marktes standen hunderte von weißen Kleinbussen am Straßenrand. Mit diesen Fahrzeugen wurden die Kunden, Händler und natürlich auch alle Waren zum Markt gebracht. Für einen bestimmt spannenden Besuch des Marktes hatten wir weder die Zeit, noch gab es einen Platz, an dem wir unseren Mietwagen sicher hätten abstellen können.

Unsere ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun darauf, im richtigen Kreisverkehr die passende Ausfahrt zu finden. Tatsächlich klappte das auf Anhieb und so konnten wir unsere Fahrt auf der Schnellstraße Richtung Entebbe fortsetzen. Die nächste Herausforderung war es, die Zufahrt zu unserer Unterkunft zu finden. Da die Fahrbahnen der Schnellstraße mit einer Leitplanke voneinander getrennt waren und unser Gästehaus rechts der Straße lag, musste eine Wendemöglichkeit gefunden werden. Die erste dieser Lücken in den Leitplanken verpassten wir, so kamen noch einige ungeplante Kilometer hinzu. Danach klappte alles dank einer guten Wegbeschreibung problemlos.

Als wir das ViaVia-Guesthouse erreichten, waren wir sofort begeistert. Das Gästehaus liegt am Rande der urbanen Bebauung von Entebbe und direkt am Schwemmland des Victoriasees. Das Gelände verfügt über einen dichten hohen Baumbestand, zwei Teiche und einen wunderbaren Restaurantbereich mit einer schön angelegten Terrasse.

Die ersehnte Shoebilltour hatten wir bereits zwei Tage zuvor über Kontaktdaten gebucht, die wir von Nasser erhalten hatten. Die Kommunikation mit Ismail über WhatsApp verlief reibungslos, und der Austausch aller notwendigen Informationen erfolgte zuverlässig. Geplant war eine vierstündige Tour in die Mabamba-Sümpfe mit dem Ziel, zumindest ein Exemplar des seltenen Schuh Schnabels zu Gesicht und vor die Kamera zu bekommen. Die Abholung um 14:00 Uhr durch ein Taxi wollte Ismail ebenfalls organisieren.

Da wir nun doch früher in Entebbe angekommen waren, bat ich Ismail auf dem gewohnten Weg, die Tour möglichst um eine Stunde vorzuziehen. Er gab mir die Kontaktdaten von Emmanuel, dem Taxifahrer, mit dem ich dann kurzfristig die Abfahrtszeit festlegen konnte. So wie abgemacht erschien Emmanuel mit seinem Toyota Kleinwagen, um uns zur Anlegestelle der Mabamba-Fähre zu bringen. Dieser kleine Hafen liegt in direkter Nachbarschaft zum internationalen Flughafen. Dort, wo andere Fahrzeuge am Eingangstor auf ihre Abfertigung warteten, fuhr Emmanuel ganz entspannt an der Schlange vorbei, grüßte den uniformierten Wachmann und brachte uns direkt zur Anlegestelle der wartenden Boote.

Nun lernten wir Ismail persönlich kennen. Er war wohl in den Fünfzigern mit einem Strickpullover, einer Cargo-hose und Sandalen bekleidet und freute sich offensichtlich, dass wir den Weg zu seinem Boot gut gefunden hatten. Sein Kahn war ausschließlich aus Holz gefertigt, bis auf die zahlreichen Blechflicken, und hatte überwiegend

einen blauen Anstrich. Gerade die vielen geflickten Stellen ließen etwas Bedenken bezüglich der Seetauglichkeit aufkommen. Wir trösteten uns damit, dass wir Schwimmwesten bekamen und dass ein altes Boot schon lange seinen Dienst getan hat, was man bei einem neuen ja nicht behaupten kann. Das Gefährt bot weit mehr Platz als benötigt, und so konnten wir uns eine Sitzreihe aussuchen. Zügig starteten wir in Richtung des unendlich scheinenden Victoriasees. Glücklicherweise hatten wir wenig Wind, sodass es nur wenige seichte Wellen gab. Bereits auf dem Weg zu dem mit Papyrus bewachsenen Sumpfgebiet konnten wir zahlreiche Wasservögel beobachten. So waren drei Seidenreiher auf einer kleinen, frei treibenden Insel aus Papyruspflanzen unterwegs.



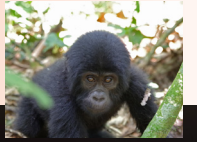
Neben uns waren einige Fischer mit ihren kleinen Booten auf dem See unterwegs. Einzeln oder auch in Gruppen waren sie dabei, ihre Stellnetze am Rand des Sumpfes zu platzieren, während ein anderer Fischer sein Wurfnetz gekonnt in einem weiten Bogen ins Wasser schleuderte. Kormorane und Reiher beobachteten das Tun nicht ganz uneigennützig. Am Rande des weitläufigen Sumpfgebietes

hieß es für uns umsteigen. Dort wartete bereits Eduard mit einem schmalen Kanu auf uns. Unser bisheriges Boot war zwar seetüchtiger als das Kanu, passte aber nicht durch die engen Adern, die das Marschland durchziehen. Mit jedem Meter, den wir tiefer in den dichten Papyruswald eindringen, stieg die Spannung, ob wir tatsächlich auf einen der seltenen Storchenvögel treffen würden. Ismail hielt am Bug Ausschau und gab an Abzweigungen die gewünschte Richtung an, während Eduard mit



einer langen Stange das Kanu vorsichtig durch das flache Wasser stak. Auffällig waren die vielen Graufischer aus der Familie der Kingfisher, die wir hier antrafen. Sowohl ruhend, lauernd auf Ästen sitzend oder auch im Flug, bei der meist erfolgreichen Jagd, bei der sie sich plötzlich und mit hoher Geschwindigkeit ins Wasser stürzen oder wenn sie mit ihrer Beute im Grün der hochaufragenden Papyrus- und Schilfpflanzen verschwanden, konnten wir diese agilen Flugkünstler beobachten.

Weniger hektisch verhielten sich die zahlreichen anderen Wasservögel. Rallen balancierten mit ihren übergroßen Füßen über Seerosenblätter, Reiher und Ibisze standen im flachen Wasser, und Kormorane schauten von etwas entfernteren Bäumen gelangweilt zu.





Immer wieder kamen wir in Bereiche, in denen die Vegetation deutlich niedriger als die mannshohen Papyruspflanzen war. Dort ließ Ismail die Geschwindigkeit des Bootes reduzieren und nahm sein Fernglas zur Hilfe, um die Lage zu sondieren. Tatsächlich entdeckte er in der Ferne einen



Schuhschnabel und wies uns die Richtung. Mit Herzklopfen machte ich die ersten Fotos. Ganz vorsichtig stakte Eduard den Einbaum immer näher an den Vogel heran. Bald fiel uns auf, dass dort auch noch ein zweites dieser Art stand. Ismail erklärte uns dann, wie man bei diesem Pärchen die Geschlechter auseinanderhalten könne. Wir hörten die Erklärung, verstanden sie auch, aber so wirklich konnten wir die Unterschiede nicht erkennen. Regungslos standen die imposanten Vögel im Wasser und schauten bedächtig hinein. Nach einer längeren Zeit und nach zahlreichen, fast gleichen Fotos begaben wir uns zurück auf die Hauptader. Leise glitt unser Boot immer weiter in den dicht bewachsenen Sumpf. Meist war nur das Plätschern der Stange zu hören, mit der uns Eduard langsam vorwärtsbewegte.

Zu unserer Freude tauchte alsbald ein zweites Pärchen Schuhschnäbel auf. Diesmal standen die Tiere am Rand eines offenen Bereichs des Schwemmlandes, was uns die Möglichkeit gab, näher an sie heranzufahren. Zunächst war auch bei diesen beiden kaum eine Regung zu erken-







nen. Das änderte sich, als sich das etwas größere Männchen langsam nach vorne beugte, um dann plötzlich mit seinem Schnabel ins Wasser zu stoßen. Dabei breitete er seine mächtigen Schwinge aus. Als der Schnabel wieder aus dem Wasser auftauchte, er seine Flügel zusammenfaltete und sich aufrichtete, erkannten wir, dass er eine Wasserschlange gefangen hatte. Diese wand sich im Todeskampf um den massiven Schnabel, ohne auch nur die Spur einer Chance zu haben. Trotz der deutlichen Überlegenheit des Schuhschnabels dauerte es eine ganze Weile, bis das Reptil tot war und der Vogel es zum Verzehr in die richtige Lage gebracht hatte. Selbst Ismail, der fast täglich hier in den Mabamba-Sümpfen unterwegs ist, hatte so etwas noch nicht gesehen, versicherte er uns. Zum Abschluss gab es einige schöne Fotos von den farbenfrohen Malachit-Eisvögeln, bevor es hieß, umsteigen und mit dem größeren Boot zurück zum Hafen zu fahren.

Auf der Strecke über den Victoriasee wurde es dann recht laut. Ein Kampfflugzeug der ugandischen Luftwaffe übte offensichtlich Landeanflüge auf den militärischen Teil des internationalen Flughafens von Entebbe. Zumindest startete der Pilot der Suchoi SU 30 MK II jedes Mal, wenn er sich der Landebahn näherte, durch, um anschließend eine weitere Runde über den See zu drehen. Wir erreichten dagegen den Hafen sicher beim ersten Anlauf und bedankten uns bei Ismail für die tolle Führung.

Gemäß Ismails Wunsch wurde die fällige Zahlung von uns in Mubende in Landeswährung abgehoben und vor Beginn der Tour an ihn entrichtet. Wie es sich gehört, hatten wir dabei großzügig aufgerundet und Ismail gebeten, das Trinkgeld mit Eduard und dem Taxifahrer zu teilen. Auf die Rückfrage beim Taxifahrer, ob er denn von Ismail etwas von dem Geld erhalten hätte, erhielten wir nur ein Lächeln und ein Kopfschütteln dazu. Ob er und Eduard das jemals bekommen haben?

Wie vereinbart erschien am späten Nachmittag ein Fahrer der Autovermietung, um mit uns die Übergabe vorzunehmen. Trotz aller Befürchtungen unsererseits hatte er am äußeren Zustand des Wagens nichts auszusetzen. Weder die dicke Staubschicht noch die zusätzlichen Kratzer im Lack, die man aufgrund des Staubs auch nur schwer erkennen konnte, stellten ein Problem dar. Aufgefallen war ihm jedoch, dass der Tank zu $\frac{3}{4}$ gefüllt war. Im Gegenzug erklärte ich ihm, dass wir dafür die Klimaanlage nicht nutzen konnten, der Fahrersitz defekt und nur notdürftig repariert wurde und die Borduhr elektrisch an der Innenbeleuchtung angeklemt war und somit nie die richtige Zeit anzeigte. Nachdem er seinem Chef unsere Mängelliste telefonisch übermittelt hatte, wurde uns das Nachfüllen erlassen.

Den letzten Abend in Uganda verbrachten wir bei leckeren Getränken auf der Terrasse vom Via-Via-Guesthouse. Wir beobachteten die übermütigen Affen, sahen, wie Ibis sich im Garten sammelten, um sich dem dortigen Komposthaufen zuzuwenden, und konnten erleben, wie die schmucken Turacos zu ihren Schlafplätzen in den Bäumen über uns kamen.



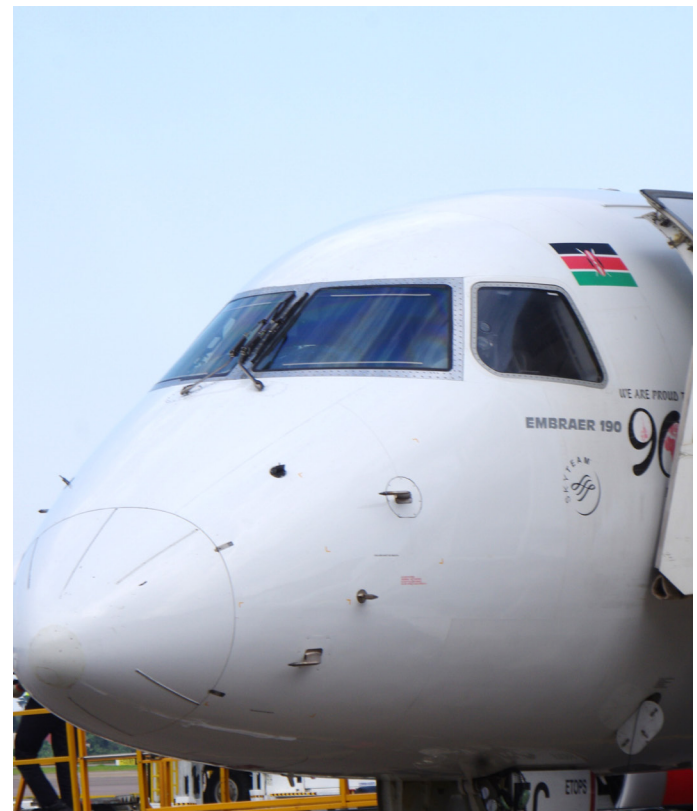


Untergebracht waren wir in einem der kleinen Bungalows des Gästehauses am Rand der Stadt Entebbe. Diese Gebäude verfügten jeweils über eine überdachte Terrasse, die mit zwei Korbesseln und einer Hängematte möbliert waren. Am Morgen, noch vor dem Frühstück, packten wir unsere Koffer und das Handgepäck für den Flug nach Nairobi. Natürlich achteten wir auch diesmal penibel darauf, dass alle Akkus im Handgepäck verstaut wurden. Auf früheren Reisen hatten wir mit Akkus im aufgegebenen Gepäck schon schlechte Erfahrungen gemacht.

Das Taxi für den Transfer zum nahe gelegenen Flughafen hatten wir über die Rezeption bereits gebucht, und so konnten wir das ausgiebige Frühstück in aller Ruhe genießen und ein letztes Mal den Meerkatzen bei ihren Eroberungstouren durch die angrenzenden Gärten beobachten. Die Turacos waren offensichtlich Frühaufsteher und hatten längst ihre Schlafplätze in den weit ausladenden Bäumen verlassen. Die Abfahrtszeit rückte näher, und ich holte schon mal das Gepäck zum Parkplatz, schaute mich noch mal in dem kleinen Shop des Gästehauses um und entdeckte nebenan den hauseigenen Yogaraum, der geschmackvoll im ostasiatischen Stil eingerichtet war. Ganz in der Nähe hatten wir auf der Hinfahrt einen buddhistischen Tempel passiert, der in der Wegbeschreibung als Anhaltspunkt Erwähnung fand. Sicherlich gab es eine spirituelle Verbindung zwischen den Einrichtungen. Heike genoss noch ihren letzten einheimischen Kaffee, als der Taxifahrer früher als erwartet auf den Hof fuhr. Wir benötigten ein wenig Zeit, um die abschließenden Formalitäten abzuwickeln. Schließlich hinterließ ich noch die von Nasser entliehenen Straßenkarten inklusive eines kleinen Dankes an der Rezeption. Er würde sie in den nächsten Tagen abholen, so hatten wir es vereinbart.

Der kurze Weg zum Flughafen war schnell zurückgelegt, und dank der Hilfe des Taxifahrers fanden wir den passenden Schalter. Im Gegensatz zur Einreise gab es bei der

heutigen Ausreise keine langen Schlangen, und die Formalitäten waren auch zügig erledigt. In der Wartezeit bis zum Boarding beobachteten wir die Flugübungen auf dem militärischen Teil des Airports, die mit einem Kampfhubschrauber aus sowjetischer Produktion durchgeführt wurden. Ein zweimotoriges Turboprop-Regionalflugzeug des kanadischen Herstellers De Havilland stand für unseren kurzen Flug in die Hauptstadt des Nachbarlandes Kenia zur Verfügung. Die überschaubare Anzahl an Sitzplätzen war schnell belegt, und noch deutlich vor der im Flugplan verzeichneten Zeit konnten wir starten. Mit einer kleinen Schleife über den Victoriasee verabschiedeten wir uns vom grünen Herz Afrikas.









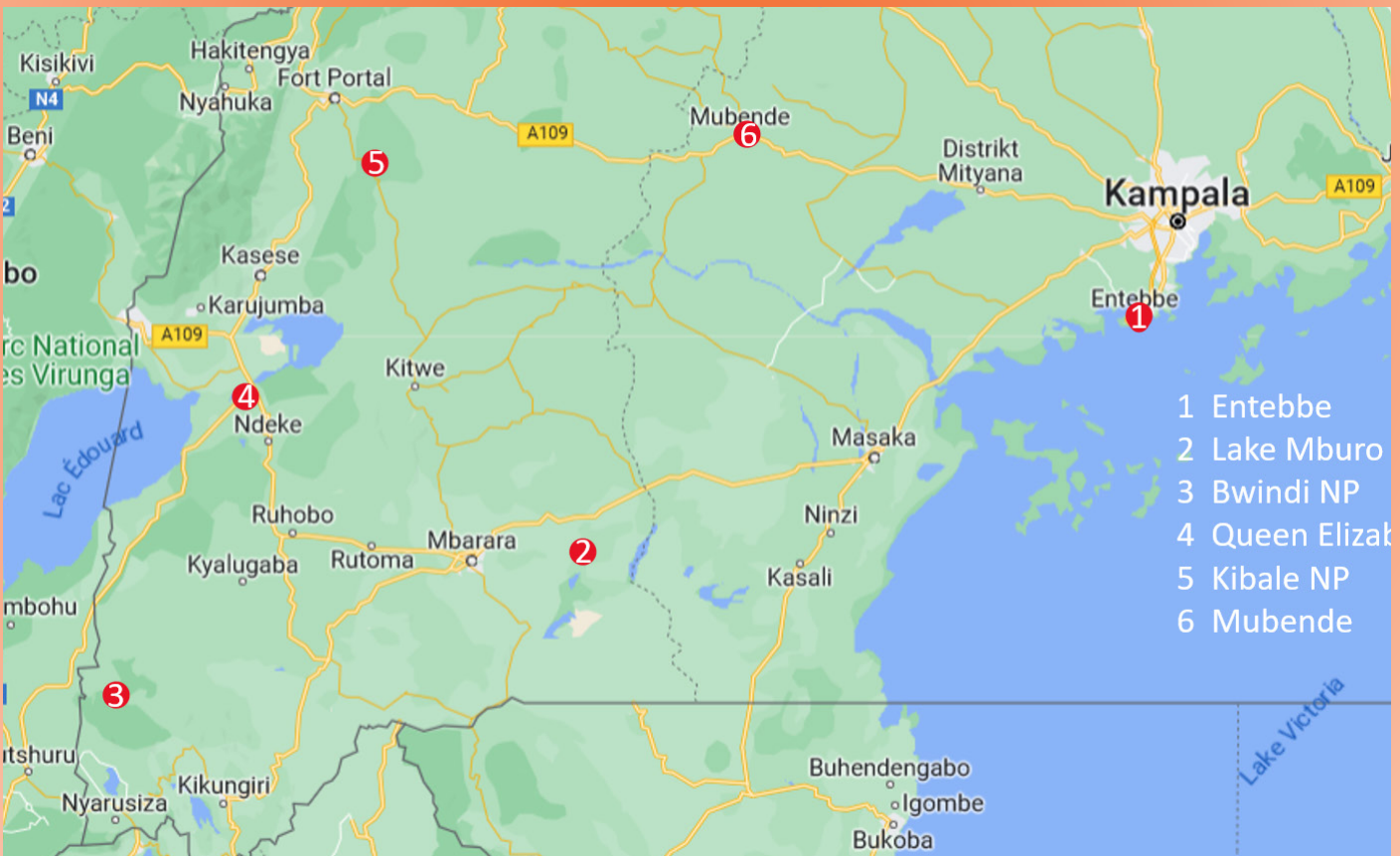
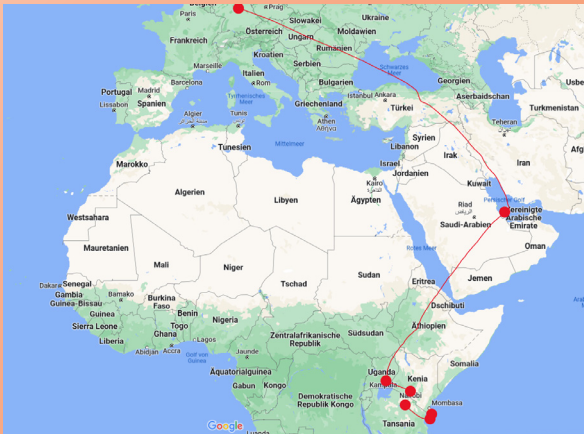












ZU ZWEIT DURCH DIE WELT

Urlaubsabenteuer von Heike & Dirk Haas

[Home](#)

[Namibia](#)

[Borneo](#)

[Nepal](#)

[Indien](#)

[Ecuador](#)

[Südafrika – Namibia – Botswana](#)

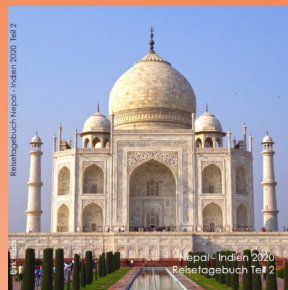
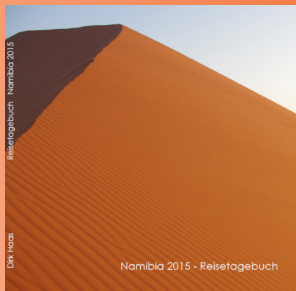
[Ostafrika](#)

Brasilien 2024

CLaSH – Namibia, ein Projekt das wir unterstützen

Immer aktuell im Internet, Bilder und Stories: www.haasennetz.de

In der Serie der Reisetagebücher sind bisher erschienen und bei uns erhältlich:





Dieses Buch ist nicht verkäuflich.
Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt
sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu
erwerben, möchte ich Sie um eine angemessene Spende bitten:

CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:

Text, Layout: Dirk Haas
Bilder: Dirk & Heike Haas
Zeilstraße 8, 35418 Buseck